

Münchener Feuilleton

| KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE |

DEZEMBER · NR. 102 · 12.12.2020 – 08.01.2021 · Schutzgebühr: 3,50 Euro · www.muenchner-feuilleton.de

FESTE FEIERN

Grafik: Sylvie Bohnet

Weihnachten heißt heuer Lesefest oder Musikfest oder Filmfest, das wir allein analog oder mehrfach digital feiern oder einfach verschlafen. Silvester ist heuer das Ausbuhfest, an dem wir vom Balkon in den Himmel brüllen: Geh weg! Geh weg, du blödes Jahr! Wir wollen dich nur noch von hinten sehen, und dann gar nicht mehr! Das echte Weihnachten und das echte Neujahrswillkommensfest mit vielen Freunden und Familie und allem Klimbim, der dazugehört, feiern wir nach, das versprechen wir uns selbst. Wie die Queen, die ihren Geburtstag ja auch einfach dann feiert, wenn mit warmen Temperaturen zu rechnen ist. Hoch die Tassen! Auf das Leben und die Freiheit.

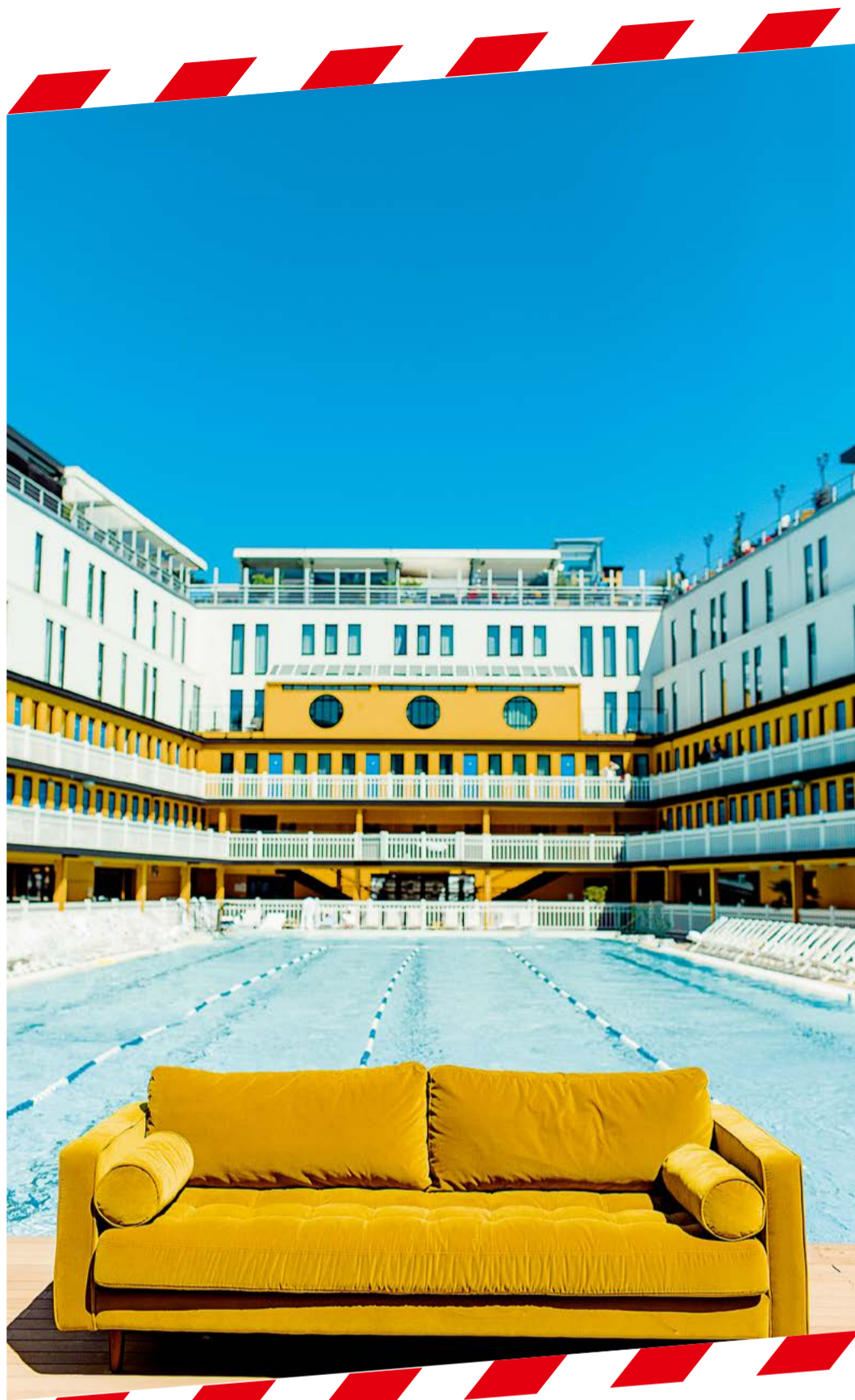
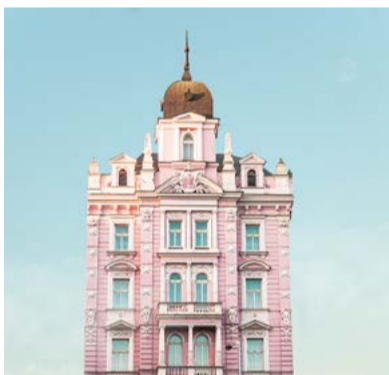
Traumräume: Wes Andersons Filmsettings gibt es auch in echt. Sofia Glasl stellt einen Bildband voller potentieller Drehorte vor (S. 2) || **Es ist nicht leicht, als Band verstanden zu werden:** Ralf Dombrowski traf The Notwist am Bildschirm. Thema: Ihre heiß erwartete neue Platte, die im Januar herauskommt (S. 7) || **Heilige Allianz:** Dirk Wagner freut sich, dass Künstler die Kirchen beleben (S. 9) || **Teddy auf Rädern:** Joachim Goetz bewundert historische Spielmobile im Verkehrszentrum des Deutschen Museums (S. 12) || **Innovativ aus Tradition:** Julie Metzdorf lässt sich von einzigartigen Geschenken in den Weihnachtsausstellungen im Kunstgewerbeverein und in der Galerie Handwerk verführen (S. 13) || **Klein, fein und fast noch geheim:** Erika Wäcker-Babnik empfiehlt Treffpunkte für Kunstfreunde (S. 14) || **Wunderworte:** Gisela Fichtl hat 24 Bücher ausgewählt, die man alle unter den Baum legen kann (S. 17-23) || **Raus aus dem Elend:** Clea Albrecht sprach mit Walter Heun über das Tanzförderprogramm »Stepping out« (S. 24) || **Kreisende Pleitegeier:** Gabriella Lorenz fragt freie Münchner Theatermacher, wie lange sie noch durchhalten (S. 26-27) || **Digital vital:** Silvia Bauer fasst die Entwicklungen des Netztheaters zusammen (S. 30) || **und wie immer:** jede Menge Kritiken, Interviews und Hintergrundberichte aus Film, Musik, Literatur, Tanz und Bühne || **Impressum** (S. 25)



Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de

Wie im Kino

Ein Bildband beschwört die Welt des Regisseurs Wes Anderson.



Wes Andersons visueller Stil findet sich auch in der realen Welt wieder, wie der Fotoband »Accidentally Wes Anderson« zeigt | links: © Valentina Jacks, Mitte: © Paul Fuentes, rechts: © Piergab, unten: © Alice Booker

SOFIA GLASL

Einer der lebensrettenden Tricks der Kunst ist ja, dass sie schlagartig Tagträume auszulösen vermag. Plötzlich ist das graue Wohnzimmer verschwunden, verhallt ist auch der Murmeltiergruß des Alltagstrotts, und es tut sich eine Parallelwelt auf, die ihresgleichen sucht, weil sie keine Grenzen kennt – weder physische noch gedankliche. Dieser temporäre Eskapismus funktioniert besonders gut, wenn die dargebotene Welt so detailverliebt und einladend gestaltet ist wie in den Filmen des amerikanischen Regisseurs Wes Anderson. Sein visueller Stil ist unverkennbar – achsensymmetrische Bilder, anachronistische Settings und Requisiten: altertümliche Züge wie in »Darjeeling Limited«, Hotels mit verstaubter Noblesse wie in »The Grand Budapest Hotel« oder pittoreske Leuchttürme mit klapprigen Fernrohren wie in »Moonrise Kingdom«. Das alles ist meist in Pastellfarben oder sepialastige Farbpaletten getaucht, die an die 1970er Jahre erinnern. Die Filme inklusive ihrer melancholischen Figuren sind Sehnsuchtsorte, irgendwie aus der Zeit gefallen und doch vertraut.

Sehnsüchtige Erinnerungstäuschungen

Wie ein Déjà-vu wirkt da das Buch des bekennenden Anderson-Fans Wally Koval. »Accidentally Wes Anderson« hat er seinen Bildband genannt und sich genau diese sehnsüchtige Erinnerungstäuschung zunutze gemacht: Darin finden sich

Fotografien von Orten, die ohne Weiteres Kulisse für einen Anderson-Film sein könnten, es aber bisher nie waren. Beim Durchblättern der über 300 Seiten fühlt man sich direkt in diese Anderson'sche Welt versetzt, in Steve Zissous U-Boot in »Die Tiefseetaucher«, auf den Tennisplatz der Familienresidenz der »Royal Tenenbaums«, ja sogar in den Fuchsbau in »Der fantastische Mr. Fox«. Das »Hotel Opera« in Prag etwa ist im selben Pinkton gestrichen wie das »Grand Budapest Hotel« und erinnert auch in seiner verschnörkelten Wuchtigkeit an die fiktive Institution.

Aus der Social-Media- in die Buchform

Koval begann 2017, nach einigen Déjà-vus mit zufällig gefundenen Fotos, die Geschichten dieser beliebig zusammengewürfelten Orte zu recherchieren und auf dem Instagram-Kanal @AccidentallyWesAnderson zu veröffentlichen. Innerhalb kürzester Zeit hatte er über eine Million Follower und bekam aus der ganzen Welt Einsendungen. Aus dieser vermeintlich schrulligen Idee ist ein charmantes Buch geworden, das er mit seiner Frau Amanda kuratiert hat. Es beschwört Orte und Techniken, von denen man dachte, es gäbe sie nur noch im Film. Da werden Sportarenen, U-Bahn-Haltestellen, Münztelefone, Fernrohre auf Aussichtsplattformen und Zugabteile zu Zeitzeugen politischer wie kultureller Veränderungen und Errungenschaften.

Etwa die Pittsburgh Athletic Association, ein 1911 gegründeter Sportclub, in dem, wie Koval weiß, auch der amerikanische Fernsehmoderator Fred Rogers täglich im Schwimmbad seine Bahnen zog. Dieser hatte mit »Mister Rogers' Neighbourhood« über 40 Jahre hinweg eine der beliebtesten Kindersendungen im amerikanischen Fernsehen. Deren titelgebende Nachbarschaft war ein Fantasieland, die »Neighbourhood of Make-Believe«, durch die Rogers mit Handpuppen und allerlei Musiknummern führte. Erst kürzlich erschien ein hübsches Biopic über ihn mit Tom Hanks in der Hauptrolle. Der Filmtitel, selbst ebenfalls »Accidentally Wes Anderson«: »Der wunderbare Mister Rogers«. Dieses Buch ist beim zweiten Hinsehen eben auch sehr viel mehr als das Déjà-vu eines Bildbands, es denkt in seinen kleinen Vignetten reale und fiktive Sehnsuchtsorte zu einer eigenen Traumlandschaft zusammen. ||

WALLY KOVAL: ACCIDENTALLY WES ANDERSON. ORTE WIE AUS »GRAND BUDAPEST HOTEL« UND ANDEREN FILMEN DES REGISSEURS

Mit einem Vorwort von Wes Anderson | DuMont | 238 Seiten 28 Euro

Zeit der Träume, Zeit der Schäume

Der Filmmacher Burghard Schlicht legt seinen ersten Roman vor.



Drehbuchautor, Journalist, Darsteller, Regisseur und nun auch Romanautor: Burghard Schlicht | © Walter Hagenow



SIMON HAUCK

Burghard Schlicht machte seinem Namen noch nie Ehre. »Ich neige bei allem zu einer gewissen Länge: Ich bin eben ein barocker Typ«, erklärt der Frankfurter Schriftsteller mit Chuzpe in der Stimme am Telefon. »In meinem Drehbuch ›Nach Einbruch der Dunkelheit‹, das in einem Dorf während des Dritten Reichs spielt, gab es ursprünglich 66 Protagonisten, was natürlich die Redakteure verschreckte. Später wurde daraus immerhin ein sehr schönes Hörspiel.« Der gebürtige Detmolder war Klassenkamerad von Jörg Fauser, der ihn 1978 zum Journalismus lotste. Er schrieb für »TransAtlantik«, den »Spiegel«, »Stern« oder Daniel Cohn-Bendits Frankfurter Stadtmagazin »Pflasterstrand«. Er interviewte Persönlichkeiten wie Hans Magnus Enzensberger, Peter Weibel, Alain Robbe-Grillet, Salman Rushdie oder Marcel Reich-Ranicki und drehte als intellektueller Tausendsassa 400 Fernsehbeiträge.

Dass er generell über viele Talente verfügt, zeigt ein Blick in Schlichts vielseitige Vita: Ausstatter und Schauspieler beim jungen Rainer Werner Fassbinder (z.B. bei den legendären Dreharbeiten von »Warnung vor einer heiligen Nutte«) wie bei Wim Wenders' »Die Angst des Tormanns beim Elfmeter«, Hans Noevers »Zahltag«, Hark Bohms »Wir wollen eine Arche bauen« oder Veith von Fürstenbergs »Ein bisschen Liebe«.

1970 wurde Burghard Schlicht vom Fassbinder-Entdecker Michael Fengler für den Jungen Deutschen Film engagiert, als er ihm die Hauptrolle des »Karate« in »Weg vom Fenster« anbot. Der Mitbegründer des Filmverlags des Autoren war es auch, der Schlichts Filmdrehbuch »Schattenboxer« als »Eierdiebe« verfilmte und ihm zwischendrin Jobs beim Filmverlag zuschusterte. Der Münchner Regiebeserker von einst, RWF, sowie der progressiv-libertäre Umbruchgeist der 68er-Generation standen Jahrzehnte später Pate für Schlichts nun erschienenen ersten Roman »Im Augenblick der Freiheit«.

Wenig überraschend umfasst er stolze 528 Seiten, verklärt darin aber Fassbinders Antiteater-Periode oder den immensen Aufbruchgeist des Neuen Deutschen Films in der Isarmetropole München, die nie namentlich genannt wird, keineswegs nostalgisch. Bereits in Kapitelüberschriften wie »Augenflimmern«, »Genie in der Morgendämmerung« oder »Rückblick ins Zeitalter der Egoisten« zeigt sich Schlichts dialektisch-autoreflexiver Autorenblick. Er reicht vom antiautoritären Kommunismus bis hin zur blutigen Genese des RAF-Terrors.

»Damals wollte ich ›Film lernen‹: Ich war neugierig wie ein Tier. Deshalb lebte ich ein halbes Jahr bei der Fassbinder-Clique in Feldkirchen«, erinnert sich Schlicht. »Das war eine riesige Villa mit Swimmingpool im Garten. Es war ein Kommen und Gehen. Trotzdem herrschte eine sehr kreative Stimmung. Natürlich wurde ständig Cuba Libre getrunken, gleichzeitig war Rainer 1970 in einem wahren Schaffensrausch: sieben Filme in einem Jahr! Das war der Wahnsinn.« Trotzdem war das Junggenie, das im Roman nicht ohne Spott als der »große Kantlehner« tituliert wird, im Rückblick kein lebenswürdiger Mann: »Wer hasst, der ist der King«, lautete eines seiner Lebensmottos.

Damit konnte sich Schlicht nie identifizieren. Genauso wenig wie mit Fassbinders gefeiertem Frühwerk. »Katzelmacher« mochte ich überhaupt nicht. Den hatte auch Wenders als junger Filmkritiker ziemlich verrissen. Für mich begann erst mit »Händler der vier Jahreszeiten« Fassbinders beeindruckende Regiekarriere. »Martha« ist dabei immer mein Lieblingsfilm geblieben.« Dass Fassbinder als Kind »zu wenig Liebe erfahren« hatte, nennt Schlicht einen wesentlichen Grund für dessen unbändigen Schaffensdrang. Seit 2012 arbeitete Burghard Schlicht mit einer »notwendigen Distanz« an jenem Zeitroman, weil seinen Kindern der Name Fassbinder nichts mehr sagt. Herauskommen sollte keineswegs »eine klassische Hommage«. Viel lieber sinniert Schlicht darin über den »Schaum von 1968«, wählt dafür eine multiperspektivische Erzählweise in Form einer komplexen Vater-Mutter-Tochter-Beziehung und spannt den zeitgeschichtlichen Bogen vom Mekka des deutschen Autorenfilms bis zu den Terroranschlägen vom 11. September 2001.

Natürlich würde er sich darüber freuen, wenn jemand irgendwann einmal all die Anspielungen (»Der Belmondo von Milbertshofen«) und Musikzitate, die von Lou Reed über Bob Marley bis hin zu Yves Montand reichen, in einer Doktorarbeit zusammenfasst. Schließlich ist Schlichts Schreibstil ausgesprochen filmisch-assoziativ: »Schnell Aufblende aus dem Schwarz – außen Tag, steil von oben gesehen (Flugaufnahme) blicken wir auf eine sonnenbeschiene Stadtlandschaft. Ein großes weißes Cabriolet fährt über eine Allee in die Landeshauptstadt hinein.« Das macht Spaß, hat Drive: mit und ohne RWF-Insiderwissen. ||

BURGHARD SCHLICHT: IM AUGENBLICK DER FREIHEIT
Verlag Olga Grueber | 528 Seiten | 26 Euro



Anzeigen

Bauernaufstand

Milo Rau reinszeniert das Matthäusevangelium als politische Aktion.



Aktivist für die Rechte Geflohenen: Yvan Sagnet | © Fruitmarket/Langfilm/IIPM/Armin Smailovic

SOFIA GLASL

Die süditalienische Stadt Matera war 2019 Europäische Kulturhauptstadt, ihre Höhlensiedlungen in der Altstadt, die Sassi, sind weltberühmt und stehen unter Denkmalschutz. Das hat sich in den vergangenen Jahrzehnten auch für Filmteams immer wieder als attraktiv erwiesen, denn der Ort sieht aus, als wäre er in einer anderen Zeit stehen geblieben. Römerdörfer, Bethlehem und selbst Wonder Womans mythischer Heimatort Themyscira nimmt man dem aus hellem Kalkgestein errichteten Ort ab. Auch einige Szenen des neuesten James-Bond-Films entstanden hier.

Auffällig ist allerdings, dass Matera überdurchschnittlich oft Kulisse für biblische Erzählungen war. Allen voran drehte Pier Paolo Pasolini hier 1964 für »Das 1. Evangelium – Matthäus«, und auch Mel Gibson inszenierte Teile seines Films »Die Passion Christi«

(2004) in Matera. Es sind auch diese beiden Filme, die das neueste Projekt des Schweizer Theater- und Filmemachers Milo Rau umwehen. »Das neue Evangelium« ist ein Wiederlesen des Matthäusevangeliums sowie der beiden Filme, aber zugleich auch politaktivistische Reinszenierung und Dokumentarfilm über den eigenen Arbeitsprozess. Im Zentrum von Raus Projekt steht der aus Kamerun stammende Aktivist Yvan Sagnet, der sich seit 2011 für die Rechte von Geflohenen einsetzt. Damals arbeitete er selbst nur wenige Tage als Tomatenpflücker, bevor er mit einem der größten Streiks bessere Arbeitsbedingungen durchsetzte. Tausende stranden hier jährlich mit Booten aus Afrika an der italienischen Küste, müssen ohne Papiere in menschenunwürdigen Unterkünften leben und zu Hungerlöhnen auf den umliegenden Feldern arbeiten.

Die hiesige Landwirtschaft würde ohne sie zusammenbrechen, deshalb wird hier, mitten in Europa, die moderne Sklaverei in Kauf genommen. Sagnet gibt diesen Menschen ein Gesicht und eine Stimme.

»Was würde Jesus im 21. Jahrhundert predigen?«, lautet Raus übergeordnete Frage, und in Sagnet hat er seinen Jesus gefunden, einen modernen Anführer, der sich für Menschenrechte einsetzt und in den Flüchtlingslagern der Region auf »Menschenfang« geht, wie er es nennt. Seine Jünger haben ähnliche Erfahrungen gemacht wie er selbst. »Wenn wir nicht für unsere Rechte eintreten, wird das niemand für uns tun« lautet seine Überzeugung und er ruft zur gewaltfreien Selbstverteidigung und Emanzipation auf. Zu Jesus und seinem Gefolge castet Rau Kleinbauern und Bewohner aus der Umgebung als Laiendarsteller, um das Evangelium in Matera aufzuführen. Er kehrt dabei seinen Arbeitsprozess aktiv nach außen und lässt so Casting, Proben, Recherche und politische Aktionen fließend ineinanderlaufen. Da beobachtet man ihn und sein Team bei einer Vorstellung von Pasolinis Film, bei Kundgebungen von Sagnets Organisation »Revolte der Würde«, aber auch bei Gesprächen mit Darstellern der früheren Filme. Pasolinis Jesus-Darsteller Enrique Irazoqui wird hier zu Johannes dem Täufer, Maia Morgenstern spielt wie bei Gibson die Mutter Maria. Marcello Fonte, der 2018 in Cannes für seine Rolle in »Dog Man« ausgezeichnet wurde, tritt als Pontius Pilatus auf, der dem Volk suggeriert, Entscheidungsfreiheit zu haben, obwohl alle nur Teil desselben kapitalistischen Systems sind.

Die Biografien der Darsteller, ihre Fluchterfahrung und die Verlorenheit in dieser Zwischenwelt aus Illegalität und Ausbeutung fließen in die Überzeugungen der Jünger ein. Als einer von ihnen erzählt, dass er nicht mehr an diejenigen erinnert werden will, die auf dem

Meer geblieben sind, aber sie für immer in seinem Gedächtnis bleiben werden, wird klar, dass diese Reinszenierung für sie auch eine therapeutische Wirkung hat, weil traumatische Erlebnisse zum ersten Mal ausgesprochen werden. Für die einheimischen Laiendarsteller ist das Projekt ebenso eine Herausforderung und eine Überprüfung der eigenen Weltsicht. Da trifft man im Casting auf einen gläubigen Kleindarsteller, der gerne eine der römischen Wachen spielen möchte, um zu sehen, ob er selbst dazu in der Lage wäre, den Heiland zu misshandeln. Seine spontane Probe gerät zu einer eindrucksvollen Demonstration, welchen Reiz Überlegenheit und Macht mit sich bringen, körperlich wie mental.

Wie ein Palimpsest legen sich die Geschichten der Geflohenen und der Anwohner, ihr Einüben in die biblischen Rollen und die von Sagnet angeführte Revolte über die im Off eingesprochenen Bibelstellen und Pasolinis sowie Gibsons filmische Interpretationen. Diese multiperspektivischen und überzeitlichen Zugriffe überlagern einander jedoch nicht nur, sondern fügen sich erstaunlich homogen zusammen und ergeben ein stimmungsvolles Plädoyer für gelebte statt nur proklamierte Menschlichkeit. Pasolinis Sozialkritik und Gibsons Hyperrealismus fassen die dokumentarischen Elemente dabei ein und setzen sie in ein Spannungsverhältnis zu den biblischen Texten. Das macht »Das neue Evangelium« nicht nur inhaltlich zu einem hochaktuellen Film, sondern auch als Erkundung von politischer Performancekunst als aktivistischem Medium. ||

DAS NEUE EVANGELIUM

SUI/D/IT 2020 | Drehbuch und Regie: Milo Rau
Mit: Yvan Sagnet | 107 Minuten | ab 17.12.
digital, die Kinos werden am Erlös beteiligt

Anzeigen

Jedes
Abonnement
ist ein
Statement.
Gutes Geschenk.

zum Abo:

www.muenchner-feuilleton.de

MF

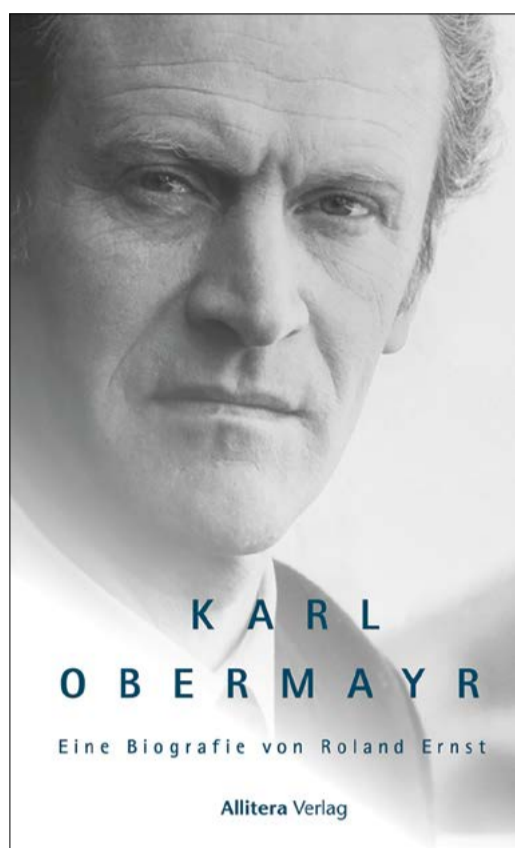
Münchner Feuilleton – der Kulturwegweiser
nachdenken, nicken, kopfschütteln, schmunzeln



ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49(89)12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Windrose



Der große Darsteller kleiner Rollen

Mehr als der Grantler vom Dienst: Eine Biografie zeichnet die Karriere und die Figuren des bayerischen Schauspielers Karl Obermayr.

THOMAS BETZ

Die Katastrophe vor dem Happy End: Der ohne sein »Spatz« ganz heruntergekommene Monaco Franze hat seinem Freund Manni Kopfheck durch böse Schlamperei die Wohnung komplett ausgebrannt und verwüstet. Wie Manni apathisch mit einer Brezn dasitzt, lakonisch die Lage konstatiert und sich in furiose Wut, dann Verzweiflung wirft, das gehört zu den großen schauspielerischen Momenten in Karl Obermayrs Schaffen – zu denen in Helmut Dietls TV-Serie eigentlich jede Sekunde zählt, in der Obermayr die Lippen zusammenpresst, sich windet – »Ich kann doch so schlecht lügen, Franze« – oder den Monaco bewundert. 1985 ist Obermayr gestorben, aber immer noch präsent in den Herzen und Ohren des Publikums. Roland Ernst hat nun seine Biografie geschrieben.

Der in den 1930er Jahren in Freising, in der Adolf-Hitler-Straße, vaterlos aufgewachsene Sohn eines Postschaffners arbeitete erst als Buchdrucker, auch um sich Schauspielunterricht zu finanzieren, den er – wie auch Mario Adorf – in München privat beim großen Peter Lühr nahm. Seit 1957 war Obermayr als Sprecher in Produktionen des Bayerischen Rundfunks beschäftigt, als Schauspieler startete er in den 60er Jahren mit unbedeutenden Rollen in bayerischen TV-Komödien und war, wie Ernst schreibt, »auf dem besten Weg, ob er wollte oder nicht, ein Volksschauspieler zu werden«. Aber so weit war es lange nicht, wenn man damit die Anfänge der jungen Therese Giehse vergleicht: Die galt Anfang der 1920er Jahre sofort als Volksschauspielerin, weil sie in Thoma-Rollen brillierte. Was ist ein Volksschauspieler? Wird das über das Lokalkolorit definiert, über die Rollen, die Stücke, die Genres, in denen jemand besetzt wird?

Oder durch die Liebe einer breiten, bodenständigen Bevölkerung?

Im Theater, bei Film und Fernsehen stand Obermayr meist hinten auf der Besetzungsliste, in den vorderen Reihen die Großen: Michl Lang, Fritz Straßner, Karl Tischlinger, Beppo Brehm, Gustl Bayrhammer, Walter Sedlmayr, dazu der muntere Maxl Graf, der griabige Max Grießer und der stille Willy Harlander, der schlitzohrige Toni Berger sowie natürlich die grandiosen hinterkünftigen Ludwig Schmid-Wildy, Hans Stadtmüller, Willy Schultes. Und in den unzähligen Episoden der vielen Krimi- und Polizeiserien der 60er Jahre ist Obermayr nur in ganz wenigen mit dabei, in Minirollen besetzt: oft als Ordnungshüter, oft grantelnd, verschiedentlich eher skurril. Roland Ernsts Buch, eine nicht immer süffig geschriebene Hommage eines Enthusiasten an seinen Star, gibt kundige Einblicke in diese vergangene Medienwelt, folgt allen Rollen dieser verzögert in Gang gekommenen Karriere.

Einen großen Schritt voran machte Obermayr im Kontext der freien Theater in München, die sich der zeitgenössischen Dramatik widmeten. Nach der Uraufführung von Kroetz' »Stallerhof« im Modernen Theater – mit Eva Mattes, Enzi Fuchs und Bruno Dallansky – holte ihn Ivan Nagel 1972 ans Deutsche Schauspielhaus Hamburg, seine erste Festanstellung. Daneben prägte er sich in Helmut Dietls erster Serie »Münchener Geschichten« (1974) auch den Fernsehzuschauern ein: In der Fernsehserie spielte die im Lehel von der Gentrifizierung bedrohte Oma des Lebens(trau)nkünstlers Tschalie (Günther Maria Halmer), Obermayr den Gastwirt Erwin Hillermeier und – mit Film-Gattin Ruth Drexel – Vater von

Tscharies Verlobter Susi (Michaela May). Helden stehen im Konflikt mit der Weltordnung; Nebenfiguren repräsentieren, wenn sie nicht dem Helden assistieren, die bestehende Welt – oder deren Krise, wie es Obermayr oft meisterhaft demonstrierte: Als in Folge sieben die »Hundsbaum« als Cowboys den Fasching ins Leben hinein verlängern wollen, setzt Erwin sich am Stammtisch zwar auch den Cowboyhut auf, aber er winkt ab: »Na, i geh net aufn Fasching.« Er weiß, dass er dem Gefängnis des Alltags nicht entkommen kann: »Unseroans traut se gar nix.« Der skeptische Blick, die zusammengepressten Lippen, seine Lakonie, sein Schweigen, seine abgebrochenen Aufschwünge, sein Abwinken machten die Rollengestaltungen Obermayrs so einprägsam, so einzigartig.

Roland Ernst hat Stimmen von Weggefährter*innen und Kolleg*innen gesammelt, sein Buch ist aber weniger eine Lebensbeschreibung als vielmehr ein Werkverzeichnis, prägnant illustriert und mit Zeichnung vieler Details und Querverbindungen zu Kolleg*innen. Dabei kann man auch lernen, wie Rollenangebote und Überlebensnot im Schauspielberuf sich kreuzen. Gerade bei einem so großartigen »Handwerker« der Menschen-darstellung und Meister des Timings und der Nuance wie Obermayr, dem im TV meist die Schublade des Sonderlings, Querulanten oder des Polizisten vom Dienst zugeordnet war: der Charakter des ewigen Grantlers.

Obermayr war 1976/77 bis 1979 Ensemblemitglied der Münchner Kammerspiele, seither dann am Residenztheater. Und weiter in vielen in München gedrehten TV-Serien aktiv, von »Der Alte« bis »Meister Eder und sein Pumuckl«. Die bunten 70er und 80er Jahre

dieser Filme sind eine versunkene Welt, in der das Millionendorf noch Kriegswunden zeigte, es trotz Ölofen oder Zentralheizung auf dem Trottoir noch nach Kohlenkeller roch und der Monaco und der Manni anhand von Kleidung, Sprechweise und Habitus »ermitteln« konnten, in welchem Stadtviertel eine junge Dame wohnt und wo sie abends ausgeht. Heute ist diese Lebenswelt, wenn nicht im Bayerischen Fernsehen wiederholt, wieder auf DVD zu bestaunen. Leider nicht Kurt Wilhelms TV-Verfilmung von Ludwig Thomas Roman »Der Ruepp« von 1979, Obermayrs erste Hauptrolle.

Auch im Kino war Obermayr präsent. In »Sternsteinhof« von Hans W. Geißendörfer und im letzten, verschollenen, Kinofilm von Wolfgang Staudte, »Zwischengleis«, zuletzt dann in Dietls »Kir Royal« – wieder, wie immer, als Nebendarsteller. Seine größte – wie stets fulminant gestaltete – Rolle war die des Versicherungsangestellten Winfried Deutelmoser in »Kehraus« von Hanns Christian Müller und Gerhard Polt (1983). In der TV-Serie »Familie Meier« hatte er die Hauptrolle. Und in der Hörfunkserie »Die Grandauers und ihre Zeit« (1980) sprach er die beiden Hauptrollen, Vater und Sohn Grandauer. Das Münchner Historien-Panorama brach nach 28 Folgen mit dem Tod Karl Obermayrs ab. Er starb mit 54 Jahren an einem Hirntumor. ||

ROLAND ERNST: KARL OBERMAYR. EINE BIOGRAPHIE

Allitera Verlag, 2020 | 241 Seiten, illustriert 24,90 Euro

Anzeige

BÜRGERHAUS PULLACH
www.buergerhaus-pullach.de

Stille

Heilmannstraße 2 82049 Pullach i. Isartal
buergerhaus@pullach.de Tel. (089) 744 752-0

Abb. Florian Uhlig
© MarcoBorggreve

Cinephiler Schatzjäger

Der Münchner eksystemt Filmverleih ist eine Bereicherung für die Kulturtechnik Kino, lässt aber während des Lockdowns mit seinen Heimmedien auch Arthouse-Herzen höher schlagen.



SOFIA GLASL

Kino ist in Zeiten von Corona nun wirklich kein leichtes Geschäft. Der zweite Lockdown hat den Kinokalender zum zügsten Mal neu geordnet, Filme mussten auf unbestimmt verschoben werden. Besonders bitter getroffen hat es dabei unter anderen den russischen Film »Bohnenstange«, für den das Arthouse-Enfant-terrible Kantemir Balagow 2019 bei den Festspielen von Cannes ausgezeichnet wurde. Am 22. Oktober gestartet, lief er gerade mal neun Tage im Kino und wurde direkt wieder ausgebremsst. Das ist sowohl für den Film als auch den Münchner eksystemt Filmverleih, der ihn herausgebracht hat, ein Rückschlag. »Es bringt ja nichts, sich zu beschweren, das verändert an der Situation auch nichts«, zuckt Jakob Kijas mit den Schultern. Kijas ist Gründer und Geschäftsführer des Verleihs, der sich in den letzten Jahren mit seinen handverlesenen Filmperlen als eine der aufregendsten Adressen für Arthouse-Kino etabliert hat. Auch angesichts des momentan brachliegenden Kulturlebens ist er kein Fan von fatalistischem Lamento, sondern neben seinem sechsten Sinn für filmische Entdeckungen hat er auch einen gleichzeitig pragmatischen wie umsichtig-kollegialen Blick auf die Branche.

Schon beim ersten Lockdown wurde der Kinostart eines seiner Filme regelrecht niedergewalzt. Kijas ließ sich nicht entmutigen, sondern verlegte die Veröffentlichung von »Isado-

ras Kinder« spontan auf die digitale Plattform Kino on Demand, um die Filmtheater zu unterstützen – die Einnahmen wurden mit allen auf der Plattform vertretenen Kinos geteilt. »Das war eine akute Maßnahme, auch weil ja die Gefahr bestand, dass die Arthouse-Filme nach dem Lockdown in einer regelrechten Filmflut untergehen würden«, so Kijas, »aber ein Standardmodell ist das für mich nicht. Film gehört für mich zuallererst immer ins Kino, nur da hat man das reinste Seherlebnis«. Die aktuelle Diskussion um das schleichende Zusammenrücken der Auswertungsfenster müsse aber dennoch geführt werden. »Das ist eine Frage, die wir im Hauptverband Cinephilie diskutieren und wir haben auch mit der Initiative Cinemalovers einen Anstoß gegeben, digitale Plattformen direkt an die Kinos anzubinden.« Denn es mache ja einen entscheidenden Unterschied, ob man ein sorgfältig kuratiertes Programm anbietet oder die Plattform einfach nur mit Inhalten überschwemmt.

Kijas ist Gründungsmitglied des 2019 ins Leben gerufenen Hauptverbandes für Cinephilie, einem branchenübergreifenden Zusammenschluss von Verleihern, Filmschaffenden, Kinobetreiber*innen und Filmkritiker*innen. Der HVC setzt sich in verschiedenen Arbeitsgruppen für die Anerkennung des Films als schützenswertes und förderungswürdiges Kulturgut ein, das mehr ist als ein unterhaltendes Konsumprodukt. »Da muss sich das generelle Bewusstsein ändern,« so



Wurde von der Pandemie übel erwischt: »Bohnenstange« lief nur neun Tage im Kino, bevor der Lockdown kam. Im Bild: Viktoria Miroshnichenko | © eksystemt

Konnte auf der Berlinale abräumen: Sandra Wollners »The Trouble With Being Born«. Bald soll er im Kino laufen | © eksystemt

Jakob Kijas, Chef von eksystemt | © privat



Kijas, das fange schon im Kindesalter an. Der HVC hat daher auch eine Initiative gestartet, die sich für Filmbildung einsetzt. Nur wer bewusst lernt, Filmsprache zu lesen und zu verstehen, wird Kino als das anerkennen, was es ist – Kunst. Aktuell geht es im HVC auch darum, die politischen Rahmenbedingungen für die in der Filmbranche angesiedelten Berufsfelder zu verändern, da viele wie auch das Verleihwesen bisher nur ökonomisch verortet sind. Wer jedoch auch nur einen kurzen Blick in die Kataloge von eksystemt oder auch Grandfilm aus Nürnberg und Salzgeber in Berlin wirft, wird sehen, dass das Kuratieren eines solchen Programms weitaus mehr Knowhow als bloßes Wissen über das Kino als Wirtschaftssektor verlangt – bei Kijas definitiv eine gehörige Portion cinephiler Idealismus und der Wunsch, Filme zugänglich zu machen und mit Gleichgesinnten zu teilen.

Die Filmauswahl bei eksystemt fokussierte sich zunächst auf osteuropäisches Kino. »Angefangen hat das, als ich 2012 den Film »It Looks Pretty From A Distance« von Anka und Wilhelm Sasnal auf einem Festival in Polen gesehen habe und total hin und weg war. Ich war mir aber auch ziemlich sicher, dass den in Deutschland niemand verleihen würde, und dachte mir, dann mache ich das eben selbst.« Nach und nach kamen auch Titel für Kinder dazu, wie 2017 der wunderbare Animationsfilm »Kommissar Gordon & Buffy« von Linda Hambäk und es kristallisierte sich ein Schwerpunkt mit Filmen von und über Frauen heraus. Um die oft noch marginalisierten Filmemacherinnen auch ins öffentliche Bewusstsein zu rücken, rief Kijas die Filmreihe Femmes Totales ins Leben, ein Festivalprogramm, das durch deutsche und österreichische Städte tourt und die Werke von Filmemacherinnen ins Zentrum rückt.

Wie es weitergeht, ist offen. Die Heimkinostarts der Filme liegen ebenfalls bei eksystemt, da stehen die aktuellen Filme noch aus. Gerade ist nach dem Kinostart im Sommer der betörende Neo-Noir »Der See der wilden Gänse« des Chinesen Diao Yanan auf DVD und Video on Demand erschienen, ein visuell überbordender und assoziativ enthemmter Gangsterfilm, der in der Unterwelt von Wuhan spielt. Zwei Titel hat Kijas noch in der Pipeline: Sandra Wollners »The Trouble With Being Born«, der dieses Jahr den Preis der Jury in den Encounters der Berlinale gewonnen hat, und den bewegenden wie aufmüpfigen Dokumentarfilm »Die Dohnal« von Sabine Derflinger über die ehemalige österreichische Frauenministerin Johanna Dohnal. »So richtig planen kann man momentan natürlich nicht«, lacht Kijas, einen Tag nachdem er den Starttermin des Films für nächsten März verkündet hat. »Aber der Film muss natürlich am Internationalen Frauentag im Kino laufen, das geht gar nicht anders!«

Anzeigen

BILLIE
Legende des Jazz

www.billie-derfilm.de | Prokino | Prokino

Voraussichtlich ab 24.12.2020 im Kino

ART NEVER SHUTS DOWN PATHOS NEVER SHUTS DOWN ARTISTS NEVER SHUT DOWN ART NEVER SHUTS UP PATHOS NEVER SHUTS UP ARTISTS NEVER SHUT UP

PATHOS MÜNCHEN

Der gesamte Katalog sowie Links zu digitalen und analogen Nachholmöglichkeiten aller Filme unter: www.eksystemt.com
Das Festival Femmes Totales ist unter <https://femmes-totales.de> vertreten | Die Initiativen des Hauptverbandes Cinephilie sind unter <http://www.hvcinephilie.de> dokumentiert



Auf der Suche nach dem Pop auf unausgetretenen Pfaden: The Notwist | © Johannes Maria Haslinger



Die Laboranten

RALF DOMBROWSKI

Im Januar erscheint eine neue Platte von The Notwist – an sich ein popnationales Großereignis. Wenn nicht wieder alles durcheinandergewürfelt wird.

Es ist nicht leicht, als Band verstanden zu werden. Und noch schwieriger, sich zu erklären. Micha Acher sitzt auf dem großen roten Zoom-Sofa, ein Mikrofon in der Hand, und versucht bereitwillig, die eigene Arbeit in Worte zu fassen. Auf der anderen Seite des Möbels und durch den zeittypischen Seuchenkorridor von seinem Bruder auf Abstand gehalten, blickt Markus Acher mit Denkeraura in sich hinein und fügt sporadisch ein paar Sätze hinzu. Am Bildschirmrand tummelt sich Cico Beck, tendenziell ebenfalls wortkarg. Das Kernteam von The Notwist also, einer Runde alter Freunde, die sich normalerweise wenig Gedanken machen muss, was sie denn so genau spielt, weil es eh' klar ist. Das ist das Grundgefühl nach mehr als drei Jahrzehnten Bandgeschichte, in denen sich die Weilheimer durch verschiedene Stillager bewegt haben, von herben indie-rockigen Anfängen über kammerpoppig Experimentelles bis hin zu einer Mischung elektronischer und improvisierender Klänge mit viel modernem Songwriting im Stammbaum. »Wenn man etwas herausstellen will, das über die Jahre wichtig geblieben ist, dann die Konzentration auf Songs als Grundlage«, meint Micha Acher und ergänzt, dass sie auch dem Album als dramaturgischem Vehikel treu geblieben sind, um musikalische Geschichten zu erzählen. Darüber hinaus aber hat sich The Notwist immer mehr zu einem offenen Projekt entwickelt, das von den Beteiligten als fortgeschrittenes Poplabor verstanden wird. »Wir haben ja die vergangenen Jahre mit ganz verschiedenen Sachen verbracht. Da

gibt es noch andere Bands im Umkreis, mit denen wir viel spielen, die Hochzeitskapelle zum Beispiel oder das Alien Ensemble. Wir haben ein Label gegründet, wo wir die eigene Musik und die von ein paar anderen Bands herausbringen. Oder wir haben die Möglichkeit bekommen, die Alien Disko zur veranstalten, wozu wir viele Musiker einladen konnten, die wir selbst gut finden.«

Tatsächlich hat sich diese Minifestival-Reihe, die die Münchner Kammerspiele bereits viermal unter ihrem Dach haben stattfinden lassen, zu einem Treffpunkt unkonventioneller Popmusik entwickelt, der wiederum andere heimische Kapellen und die Künstler selbst inspirierte. Das Netzwerk als Ausgangspunkt und das Kollektiv als Arbeitsform haben auf diese Weise frühere Identitäten abgelöst, die sich noch auf den traditionellen Starkult des Analogzeitalters bezogen. The Notwist öffneten die eigenen Grenzen und luden für ihr Album Künstler*innen wie den amerikanischen Multiinstrumentalisten Ben LaMar Gay oder die argentinische Sängerin Juana Molina zur Mitwirkung ein, die ihrerseits alle Freiheiten im Umgang mit dem Material hatten: »Wir haben ihnen Songfiles geschickt, ohne irgendwelche Vorgaben, und dann gewartet, was sie daraus machen. Und die Resultate waren ganz unterschiedlich, von einzelnen Melodien bis hin zur Umarbeitung.« Am Ende kam »Vertigo Days« dabei heraus, ein Gesamtspannungsbogen aus 14 Einzelteilen, der improvisierende Elemente etwa der Klarinetistin Angel Bat Dawid oder

Gesangspassagen von Saya von den japanischen Tenniscoats ebenso enthält wie die lakonisch lässigen Post-Indie-Stimmungen, die die Achers und ihr Team kultivieren. Es ist ein paradoxes Manifest gelungener popmusikalischer Absichtslosigkeit, was wiederum das Bedürfnis verständlich macht, die Geschichten dahinter erklären zu wollen. Es heißt aber nicht, dass sich mit dem vierten angebrochenen Bandjahrzehnt die Idee der künstlerischen Arbeit an sich überflüssig gemacht hätte. Sie ist im Gegenteil auch durch das irrwitzige Jahr 2020 eher noch konkreter geworden. »Wichtiger als zu schauen, was im Internet alles gehen könnte, war es uns in den vergangenen Wochen, den Menschen etwas zu geben«, erzählt Markus Acher. »Wir haben viel gespielt, sind auf Wägen durch München gefahren oder haben auf Hausdächern Konzerte gegeben, damit die Leute Livemusik bekommen konnten.« Die Absichtslosigkeit bezieht sich daher vor allem auf Vorgaben, eine bestimmte Klangvorstellung oder Idee verkörpern zu müssen. Sie betrifft aber nicht die Band an sich und ihr Bedürfnis, Musik unter die Leute zu bringen. Und daher erscheint im Januar »Vertigo Days« als stilbuntes Konzentrat aus dem Poplabor des Notwist-Kollektivs. Es geht weiter, auf vielen Spielwiesen. ||

THE NOTWIST: VERTIGO DAYS
Morr Music (Morr 180) | CD/2 LPs/Digital
www.morrmusic.com

CHRISTIANE PFAU

Vor knapp 40 Jahren saß man im selbst gewählten Lockdown in einem holzverschalteten Kellerzimmer und hörte Ludwig Hirschs »Dunkelgraue Lieder«. Man versank in einer Stimmung, die so war wie die Musik: permanent unglücklich in die Welt verliebt, spitzfindig, nicht daheim in der eigenen Haut und gefangen in Systemzwängen, von der Schule bis zu den Eltern. Fluchtaussichten waren im Süden oder gleich im Nirwana angesiedelt. Der Lockdown heute ist anders: Er betrifft alle, und er ist nicht selbst gewählt. Den Menschen, die heute um die 20 sind, stand, seit sie denken konnten, die Welt offen. Jetzt hocken sie zu Hause, schlurfen durch die Wohnung, daddeln sich an Bildschirmen durch Tag und Nacht, studieren vom Bett aus und hören dazu eine Musik, die manchmal auch die alten Mitbewohner zum Staunen bringt.

Wie das neue Album von AnnenMayKantereit: »12« entstand als Provisorium während des ersten Lockdowns im Frühjahr. Im September setzten sich Christopher Annen, Henning May und Severin Kantereit vor eine graue Wand und wurden dabei gefilmt, wie sie ihr Album anhören. Wenn man Henning May erlebt, staunt man immer wieder, wo dieser spindelige Jüngling seine Stimme herimmt. Hat er irgendeinen geheimen Resonanzkasten unter seinem T-Shirt versteckt? Während man im Frühjahr noch mit »Ich glaub ich geh heut nicht mehr tanzen« trotz den Innenhof beschallte und das lustig fand, klingt das aktuelle Update ganz anders. Die drei treffen mit ihren 16 Tracks eine Grundstimmung, die viel dunkelgrauer ist als das, was man selbst einst dafür hielt. Henning May reiht Textfragmente aneinander, die wie in einem Kaleidoskop hin- und herfallen und dabei einen oder mehrere Sinne ergeben. Erschöpft, traurig ohne Eitelkeit (viel zu anstrengend) oder altkluge Attitüde, benennt er, wie sich diese Zeit anfühlt: *So wie's war, so wird es nie wieder sein. Alles was wir haben, kommt irgendwo aus der Vergangen-*



Die Welt, so seltsam – finden AnnenMayKantereit | © Martin Lamberty

Ich seh' die Möwen. Aber wo ist das Meer?

Anmerkungen zu einer Musik der Stunde.

heit. Um das zu kriegen, was wir alles haben, braucht es so viel Zeit. Der Traum ist immer nur geliehen. Meine 20-jährige Tochter sagt: »Du hast wenigstens eine Vergangenheit, der du hinterherheulen kannst. Ich hab noch keine, und ich hab keine Gegenwart. Und wo ist die Zukunft?« *Dass viele Menschen miteinander singen, war eine Selbstverständlichkeit. Auf der Menschenuhr schlägt eine neue Zeit: 12. Die Kneipen schließen, die Kinos auch, und*

im Schauspielhaus ist Requisitenausverkauf. Die Gelder fließen, die Tränen auch. Woher sie plötzlich kommen, weiß niemand so genau.

Das nennt sich dann bei AMK »Gegenwartsbewältigung«, die Tage werden länger mit jedem Moment, der vergeht. *Mein Zimmer wird enger, und ich weiß nicht wie es weitergeht. Ich hab keine Hoffnung zu verkaufen. Nur Gegenwartsbewältigung.* Meine 17-jährige Tochter sagt: »Diese Musik hat eindeutig

keine Metaebene.« Da hat sie Recht. Keine Saison für Metaebenen. Wozu auch? *Wie schnell kann man leben? Ich kann nicht in die Zukunft schauen, nur in die Vergangenheit. So wie es war, so wird es nie wieder sein. Oder bild ich mir das ein? Fühlt sich an, als könnte morgen alles anders sein. Ich gehe manchmal spazieren von der Küche in den Flur, und ich treff mich manchmal mit Freunden im Chatverlauf. Es ist o.k. Das ist o.k., zur Not auch im Salsarhythmus, und dann wenigstens im Spätsommerregen. Ich seh' die Möwen, aber wo ist das Meer? Aber der Horizont ist leer. So lange ich nicht weiß, wie es weitergeht, kann ich die Segel nicht setzen.* Ein bisschen Hoffnung ist dann doch in Sicht für die Generation Zoom, für die jungen Leute, die sich alle nur online kennenlernen können, und das ist auch irgendwie zauberhaft komisch: Martin ist aufgeregt wegen Gesi, weil sie sich zum ersten Mal treffen wollen zum Radlertrinken. Und Andi hat die Regisseurin Mascha noch nie in echt gesehen, und beide freuen sich so sehr auf das erste Date, lieber spät als nie. *Phrasen, Versprechen, Parolen, so laut so leer: ich will mehr, ich will mehr, ich will mehr. Die Wut kommt in Schüben. Das ist Schmerz, der vergeht. Magst du die Gedanken, daran, wie es war, an diesem einen Abend, vor so vielen Jahren? Hast du die Menge vermisst? Weißt du noch wie es ist, wenn 1000 Stimmen singen und die Funken überspringen? Du warst geborgen und dir war angenehm kühl – das ist das ozeanische Gefühl.* Wenn man Fotos braucht, um sich zu erinnern: das ist Melancholie. AnnenMayKantereit kondensieren die Stimmung eines Dreivierteljahrs und machen daraus einen akustischen Nouvelle-Vague-Film. Das machen sie so gut, dass man die Sehnsuchtsmetapher nicht mehr los wird: *Ich seh' die Möwen. Aber wo ist das Meer?* ||

ANNENMAYKANTEREIT: 12
Irrsinn / Universal | CD / LP / Digital
www.annenmaykantereit.com

RALF DOMBROWSKI

Etiketten anheften geht am schnellsten. Also: Christin Henkel ist die Anna Deppenbusch von München. Denn wenn sie singt, hat die Wahlschwabingerin aus Meiningen einen ähnlich hintergründig offensiven Witz wie ihre Hamburger Kollegin. Aber dann wird es schon schwierig mit den Zuordnungen. Denn bislang wollte sich Henkel nicht entscheiden, in welcher gestalterischen Branche sie sich am wohlsten fühlt. Da ist die Musik, in die sie zunächst über das Klavier in ihrer Heimatstadt und in Weimar hineinfand, bevor sie sich an der Münchner Hochschule für Musik und Theater als Studentin von Enjott Schneider und Gerd Baumann auf Filmmusik konzentrierte.

Das Leben, ein Spiel

Christin Henkel ist Musikerin, Autorin, Wahlschwabingerin.
Und sieht die Welt durch die Brille der Ironie.

Das war es aber nicht allein, denn gleichzeitig schrieb und sang sie eigene Songs, die ihr mehrere Nachwuchspreise bescherten. Und da sie sich schon mit Worten und Texten beschäftigte, überführte sie ihre frühen Erfahrungen mit dem Künstlerleben auch gleich in Buchform, als Debüt »Juhu, berühmt! Ach nee,

doch nich'« (2017), gefolgt von »Querulantinnen« (2018) und unlängst fortgesetzt mit »Achtsam scheitern – Wie ich die Erde retten und dabei gut duften wollte« (2020). Auf Spotify findet man Singles wie »Maxvorstadt, Baby!«, die sie trotz Abstandsregeln im Sommer mit den Münchner Philharmonikern als Unterstützung aufgenommen hat, im weiteren Suchverlauf außerdem EPs und Alben wie »KlaKaSon« (2014) und »Prokrastination« (2018). Modeln könnte sie eigentlich auch, hat außerdem Kinder und ist somit eine dieser beängstigend souveränen Frauen, die nicht nur der Männerwelt den Schweiß des eigenen Versagens im Angesicht des Polytalents auf die Stirn treiben. Zum Glück sind da aber eben auch Bücher wie »Achtsam scheitern«, die dem Ernst des Erfolgs den Humor der Selbstironie gegenüberstellen. Hier tauchen sie auf, die »Infaulzerinnen« und Feierabend-Yogis, Umverpack-Experten und Müllvermeider, ein fröhliches Defilee der Achtsamkeits-Nerds, deren stellenweise absurd paradoxe Lebensentwürfe die Autorin aus der Perspektive der eigenen ökobewegten Kindheit, studentisch-naiven Jugend und polternd-überdrehten Urbanität reflektiert. Die Welt ist ein Kaleidoskop der Fettnäpfchen, und erst wenn man in so manches davon tritt, bekommt man die Aura der Selbstverständlichkeit, die Christin Henkel ausstrahlt. ||



Nicht Schwabing allein:
Christin Henkel
© Ralf Dombrowski



CHRISTIN HENKEL: ACHTSAM SCHEITERN – WIE ICH DIE ERDE RETTEN UND DABEI DUFTEN WOLLTE | Eulenspiegel Verlag (Berlin), 2020 | 176 Seiten | 14 Euro | www.christin-henkel.com

Anzeige



tinissima.de
Schmuck
Tine Berger | Parisier Str. 31 | 81069 München
089-44118323 | 0172-132 4105
© tinissima.tine.berger



Fany Kammerlander
© Ralf Dombrowski

Mit Gottes Segen

Die Säle sind zu, aber die Kirchen offen. Das führt zu neuen spirituell-künstlerischen Allianzen.



Kunst-Kirche St. Maximilian | © St. Maximilian

DIRK WAGNER

»Feliz Navidad«, sang das Gregor Huebner Trio am ersten Adventssonntag in der Münchner St.-Maximilian-Kirche. Und seine mitreißenden Rhythmen ließen jenen Wunsch nach einer frohen Weihnacht jetzt schon fröhliche Wirklichkeit sein. Eigentlich hätte das Publikum dazu auch ausgelassen tanzen müssen. Doch übermäßiges Bewegen wurde ihm in diesem Corona-Jahr mit all seinen Pandemie-Maßnahmen abgewöhnt. Sitzend genoss es stattdessen die Musik, der es sodann immerhin euphorisch applaudierte. Wenigstens der Beifall ist nämlich immer noch so, wie man ihn aus Konzerten vor der Seuche kennt. Nur dass dieser Auftritt streng genommen gar kein Konzert war, sondern die musikalische Begleitung eines katholischen Gottesdienstes.

Weil die Konzertsäle derzeit wegen der Infektionsgefahr geschlossen sind und Musiker damit ihrer Auftrittsmöglichkeiten beraubt, hatte die ohnehin für künstlerische Aktionen aufgeschlossene Münchner Kir-

chengemeinde St. Maximilian den himmlischen Einfall, ihre Gottesdienste in der Advents- und Weihnachtszeit bis zum 6. Januar von Musikern aus den verschiedenen Münchner Musikszenen begleiten zu lassen. Jazzmusiker wie der Pianist Walter Lang, der zusammen mit dem Gitarristen Philipp Schiepek deren neues Programm »Cathedral«

vorstellt, Volksmusikanten wie das Harfenisten-Duo Franz & Franziska Eimer oder andere Münchner Legenden wie Konstantin Wecker konnte die Cellistin Fany Kammerlander für diese Veranstaltungsreihe gewinnen. »Advent CULTure« ist der Name der neuen Konzert- und Gottesdienst-Symbiose. Die Großbuchstaben im Namen unterstreichen dabei den Kult, der jeder KULTur innewohnt.

Weil das Ganze dann auch noch von der Augustinerstiftung finanziell unterstützt wird, werden die Musiker für ihre ungewöhnlichen Auftritte sogar bezahlt. Ungewöhnlich sind die Auftritte wohlgerne nicht wegen des sakralen Raums. Kammerlander, die als Veranstalterin normalerweise für das Konzertprogramm der Bar Gabanyi verantwortlich ist und während des ersten Lockdowns als Stream-Aktivistin bereits Musik in die digitale Welt schickte, konnte ihre Musikideen auch schon in die Auferstehungskirche retten, nachdem die kleine Kellerbar am Beethovenplatz ob ihrer Größe die verschärften Corona-Auflagen für Konzerte nicht erfüllen konnte. Sobald die bayerische Staatsregierung das wieder zulässt, will Kammerlander die Donnerstagskonzerte in der Auferstehungskirche ebenfalls fortsetzen.

Ob die außergewöhnliche musikalische Gestaltung der Gottesdienste in der St.-Maxi-

milian-Kirche nach Epiphania weiterläuft, macht Kirchenpfleger Stephan Atof davon abhängig, ob genügend Spenden für die Musik weitere Musiker finanzieren können. Diese müssen sich dann übrigens, und das ist das Ungewöhnliche solcher Auftritte, dem Verlauf des Gottesdienstes unterordnen. Das heißt, sie rahmen die Liturgie und spielen bis zu siebenminütige Stücke, wo normalerweise die Kirchenbesucher das Gesangbuch bemühen. Es ist eine Allianz, die aus der Not geboren wurde, inzwischen aber darüber hinaus reicht. In St. Paul gibt es am Sonntagabend »TatOrtZeit.Andacht« mit Texten und zeitgenössischer Musik. Statistiken verwiesen darauf, dass das Bedürfnis der säkularen Gesellschaft abnimmt, in die Kirche zu gehen. Jetzt helfen die Gotteshäuser den Künstlern, ihre Musik unmittelbar zu den Menschen zu bringen. Und die Künstler helfen den Kirchen, womöglich manch verlorenes Schaf über numinose Klänge wieder in die Nähe der Gemeinde zu locken. Im Idealfall ist die Erleuchtung nicht weit. ||

ADVENT CULTURE

St. Maximilian | Deutingenstr. 4
bis 6. Jan. 2021 | verschiedene Anfangszeiten
Eintritt frei | www.st-maximilian.de

Neue Besen

Der Verein Ars Musica wurde aus dem Stemmerhof komplementiert. Jetzt wird neu geplant.

Der ehemalige Bauernhof gegenüber der alten Sendlinger Kirche hat sich mit Werkstätten, einer Gastronomie und einem Biosupermarkt zum alternativen Dorfplatz auf dem Sendlinger Berg entwickelt. Stemmerhof heißt dieses Kleinod nach seinem ersten Besitzer Georg Stemmer. Der Möbeldesigner Roland Fritsch, der dort mit seiner Musikaliensammlung vor 15 Jahren einen Raum angemietet hatte, zählt zu den ersten Visionären jener neuen Dorfgemeinschaft. Auf dem Dachboden der Scheune hatte er eine kleine Bühne gebaut, auf der sich neben Musik, Kleinkunst und Kindertheater sogar eine Talkshow entwickelte. Getragen wurde das außergewöhnliche Programm vom Kulturverein Ars Musica, den Fritsch ins Leben rief. Um diesem Verein nun unabhängig von seinem Gründer das Dasein auf dem Stemmerhof zu sichern, sollte in Absprache mit dem Vermieter Walter Kunz der Mietvertrag auf den Verein überschrieben werden. Die Voraussetzungen waren gut. Immerhin hatte der Verein die Bühne vor zwei Jahren mit Sponsorengeldern renoviert und das Kulturreferat sogar eine neue Veranstaltungstechnik spendiert. Walter Kunz, der selbst Vereinsmit-

glied ist, bat Fritsch darum, seinen Mietvertrag aufzukündigen, damit er ihm ein Update mit Ars Musica als eingetragenem Mieter schicken könne. Stattdessen aber suchte Kunz per Inserat einen Nachfolger: »Vermieterseits besonders erwünscht wäre Fortsetzung der Kulturbühne Ars Musica«, heißt es darin, und dass die Miete jetzt mehr als doppelt so hoch ist. »Wir glauben, dass gerade diese jetzt schlechte Zeit für Veranstaltungen eine große Chance für aktive Musiker und Musikmanager ist, die eine gut eingespielte Plattform in München suchen«, sagt Kunz, der auch Geschäftsleiter des Stemmerhofs ist. »Unser Ziel ist, dass die Musikbühne sich zu einem neuen Highlight am Stemmerhof entwickelt.« Aber offenbar ohne ihren Pionier. Gleichwohl mit der Bühne kein Gewinn zu machen sei, hätte man über die Mieterhöhung ja verhandeln können, meint ein zutiefst enttäuschter Fritsch: »Dass ich all das aber erst hintenherum erfahre, ist für mich ein solcher Vertrauensbruch, dass für mich keine Verhandlungsbasis mehr besteht.« Bis Januar wird Ars Musica den Stemmerhof geräumt haben. Die neue Technik darf der Verein beim Kulturreferat unterstellen. Künftig agiert Ars Musica e.V. von einem Büro aus, denn Aufhören ist nicht der Plan. Sein bewährtes Programm soll dann auf mehrere Bühnen verteilt werden. || dw

ARS MUSICA & STEMMERHOF
Stemmerhof / Ars Musica e.V.
www.stemmerhof.de
www.ars-musica-muenchen.de



Livemusik beim Innovation Lab im November 2020 | © Sascha Gogl

Her mit den Ideen!

Der Wavelab der HMTM will Kreativität professionalisieren. Keine schlechte Idee.

Das zentrale Wort ist: Geschäftsideen. Denn an der Kreativität mangelt es selten, aber an der nötigen Mischung von Unternehmergeist und Konsumentensicht, um zum Beispiel aus einer App für Videoschnipsel ein Tik Tok werden zu lassen. Das »Wavelab« der Hochschule für Musik und Theater soll das ändern. Es versteht sich als Gründungszentrum für Start-ups aus dem Umfeld von Musik, Kunst und Medien, offen nach vielen Richtungen, sowohl zur technischen Seite mit ihren verschiedenen Formen modifizierter Intelligenzen und Datenverarbeitungen als auch zum künstlerischen Input von Klängen und Bildern bis hin zum Erzählen, Animieren und Transformieren in alle denkbaren digitalen Sphären. Interessierte Start-ups und Ideenschmiedern können sich ab sofort beim Wavelab bewerben und ihnen wird auf drei Ebenen geholfen: bei der Ausarbeitung und Konkretisierung von

Konzepten und Geschäftsideen, bei der Organisation von Veranstaltungen und bei Aufbau und Pflege des passenden Netzwerks. Im Hintergrund steht das seit zehn Jahren aktive und der Hochschule angegliederte Institut für Kulturmanagement und Medien mit seiner Kompetenz. Die ersten Inkubatoren-Programme starten im Februar 2021. Wer also schon immer wissen wollte, wie er seine Marktlücke an den Konsumenten bringen soll, bislang aber unsicher war, wie man daraus ein Business machen kann, hat jetzt in München eine Anlaufstelle. Beim Wavelab der HMTM. || rd

HMTM – WAVELAB
Hochschule für Musik und Theater
München / Institut für Kulturmanagement
www.wavelab.io

Anzeige

MK: What is the City?

Debattenreihe
Stadtgespräche
Stadtraumperformance

muenchner-kammerspiele.de/witc

Sehen und Hören

Zeit ist genug. Um sie geschmackvoll auszufüllen, haben unsere Autoren ein paar Schmankerln herausgesucht.



DER GOLDBERG-FAKTOR

J. S. Bachs »Goldberg-Variationen« gibt es in Versionen für allerlei Tasten- und Zupfinstrumente oder Marimbafon, auch als Streichtrio oder -quartett und nun für Solo Geige, Cembalo und Streichorchester von Andreas N. Tarkmann. Damit begnügt sich Niklas Liepe nicht, sondern mischt 13 ausgewählte Bearbeitungen der originalen Variationen mutig originell mit elf oft mehrteiligen Neubearbeitungen. Sie sind mal nah an Bach, mal weit entfernt von ihm: als Vexierspiegel, Kontrapunkt, Über- oder Fortschreibung ins 21. Jahrhundert. Das ist stets spannend, oft verblüffend, erschreckt nur selten beim ersten Hören, fasziniert dafür zunehmend. Ob angejazzt, à la Piazzolla oder Schnittke, in Richtung Filmmusik schielend, subtil mit gläsernem Verrofon schraffiert (Friedrich Heinrich Kern) oder raffiniert aufgefächert mit 18 Solostreichern (Sidney Corbett): die gut anderthalb Stunden sind ebenso lehrreich wie unterhaltsam. Dabei wird stets brillant und mit viel hinter-sinnigem Charme musiziert von Niklas Liepe und der NDR Radiophilharmonie unter Jamie Phillips. ||

KLAUS KALCHSCHMID

NILKAS LIEPE:
J.S. BACH – GOLDBERG REFLECTIONS
NDR Radiophilharmonie, Jamie Phillips | Sony | Stream, MP3, CD

LÉHAR HISTORISCH

»Na, endlich!« – ruft die Titelfigur von Franz Lehárs »Lustiger Witwe« aus, als ihr Graf Danilo zu Füßen liegt. Und »Na, endlich!« – wird auch jeder Liebhaber dieser Operette ausrufen, weil pünktlich zum 150. Geburtstag des Komponisten die erste Gesamtaufnahme dieses Werks nun auf CD erschienen ist. Es handelt sich um die digitale Restaurierung jener 32 Schellackplatten, welche die Deutsche Grammophon 1907 mit der Berliner Originalbesetzung aufgenommen hat. Das damals einzigartige Projekt umfasste nicht nur alle Musiknummern, sondern auch alle Dialoge und vermittelt so einen fesselnden Eindruck der historisch weit zurückliegenden Aufführungspraxis. Erschienen ist der einzige komplett erhaltene Satz dieser Aufnahmeserie als Doppel-CD beim Label Truesound Transfers, das nicht umsonst so heißt: Zu hören ist der weder gefilterte noch komprimierte Originalklang, authentisch remastert – im Originaltempo, mit dem unvermeidlichen Knistern und dennoch erstaunlich klar. Als Bonus gibt es die Wiener Uraufführungsbesetzung von 1905 und die Bearbeitung der »Lustigen Witwe« für Fritzi Massary aus dem Jahr 1928. Pralle Theatergeschichte zum Nachhören – »Na, endlich!« ||

STEFAN FREY

FRANZ LÉHAR: DIE LUSTIGE WITWE
Historische Gesamtaufnahme von 1907 | 2 CDs
22,99 Euro | www.truesoundtransfers.de

ALTER MEISTER

Wer hätte gedacht, dass ein Bob-Dylan-Song jemals noch die Charts anführen würde! Und dann auch noch ein 17-minütiger Song, der mitten in der ersten Lockdownphase dieses Corona-Jahrs aufplopte. Als hätte der alte Haudegen damit nur gewartet, bis die Hörer auch Zeit für sein episches Alterswerk hätten. Nur faszinierte »Murder Most Foul« als Dylans erste Eigenkomposition seit acht Jahren auch in den Ländern, wo gar keine Lockdowns den Covid-19-Virus zu bekämpfen versuchten. So intensiv und persönlich rechnet dieser Song mit der Ermordung John F. Kennedys als Ermordung des American Dream ab, dass Fans schon glaubten, Dylan hätte mit diesem Song zugleich einen würdigen Epilog für sein Gesamtwerk geliefert. Als würde der mittlerweile 79-jährige Dylan mit diesem Song auch seine Never Ending Tour beenden, die er am 7. Juni 1988 mit einem Konzert in Kalifornien gestartet hatte. Dann schob Dylan heuer mit »Rough And Rowdy Ways« eines der besten seiner insgesamt 39 Studioalben hinterher. Rau und laut! ||

DIRK WAGNER

BOB DYLAN: ROUGH AND ROWDY WAYS
Sony | CD, MP3, Vinyl



TIEF DRIN

Ein Psychiater nennt Billie Holiday eine Psychopathin. Er meint es weniger abwertend, eher als Beschreibung ihrer Verhaltensmuster, impulsgetrieben, gegenwartsbezogen, unmittelbar. Eine Freundin wiederum erklärt, wenn Ella gesungen habe »My man is gone«, würde man den Kerl sehen, wie er Brot holen geht. Habe Billie es gesungen, sehe man ihn, wie er mit Koffern in der Hand die Straße hinunterläuft. Es ist dieses Spannungsfeld von extremem Leben unter widrigen Umständen – Rassismus, Gewalt, Drogen – und latenter Faszination für Intensität – Jazz, Nachtleben, Ruhm –, das seit Jahrzehnten Biograf*innen in den Bann zieht. James Erskine verknüpft es für die Dokumentation »Billie – Legende des Jazz« mit der Rahmenhandlung einer unbekannteren Journalistin namens Linda Lipnack Kuehl, die ein knappes Jahrzehnt Menschen im Umkreis der Sängerin interviewte und 1978 aus dem Fenster sprang, womöglich mit Nachdruck von Zeitgenossen, die sie zu intensiv befragt hatte. Ihre Bandaufnahmen der Gespräche sind der Ausgangspunkt, um den Erskine Fotos, TV-Bilder und viel Musik zu einer Lebensgeschichte montiert, die so viel Neues nicht erzählt, dafür aber dem Menschen Billie Holiday sehr nahe kommt. Und einer Stimme, Offenheit, Verwundbarkeit, die jener Psychiater gemeint haben könnte. ||

RALF DOMBROWSKI

KUNSTREBELL ALS CLOWN

Das oft als wenig innovativ verschriene Bayreuth liefert den verstörend aktuellsten »Tannhäuser«: Ein Kunstrebell heute? Ein trauriger Clown! Venus tingelt mit ihm, einem kleinköpfigen Oskar-Rebellen samt Blechtrommel und einem queeren Farbigen durch den Thüringer Wald. Auf Wartburg-Bayreuth feiert die arrivierte Elite, aus der Elisabeth ausbricht, fast alle enden im prekären Abseits. Das hat Regisseur Tobias Kratzer auf der unteren Hälfte der Hauptbühne schlüssig und mit guter Personenregie erzählt – von einem sehr guten Solistenensemble expressiv umgesetzt. Ergänzend läuft auf einer Leinwand im oberen Bühnenportal ein erstklassiger Film von Michael Braun: nichts von Verdoppelung oder Dekoration, er erzählt dramaturgisch ergänzende Handlungsteile, vertieft und zeigt Hinterbühnenszenen – bis hin zu Katharina Wagner, die per »112«-Telefonat die Polizei den Hügel stürmen und den »Sängerkrieg« per Verhaftung Tannhäusers enden lässt. Wagners Musikdrama für und über unsere Zeit. ||

WOLF-DIETER PETER

RICHARD WAGNER: TANNHÄUSER
Gould, Davidsen, Eiche, Zhidkova, Milling u.a., Chor und Orchester der Bayreuther Festspiele, Gergiev (DG, 2 DVDs)

JAMES ERSKINE: BILLIE – LEGENDE DES JAZZ
2019, 98 Min. Kinostart sobald wie möglich

Anzeige

Gasteig
Kultur für München

Weihnachten im Gasteig

Festliche Musik zum Heiligen Abend

kling kling kling kling kling kling kling kling kling

24.12.2020

Kostenfreier Stream aus der Philharmonie ab 16:00 Uhr

gasteig.de

Eine Veranstaltung der Gasteig München GmbH

Stefan, du bist Musiker, Labelchef, Klangkünstler, Konzeptdenker. Was treibt dich in letzter Zeit um?

Mariko Takahashi und ich haben zum Beispiel im vergangenen Jahr die »Neue Klangkunst« gegründet. Sie kümmert sich als gemeinnützige Gesellschaft um die Umsetzung von Klangkunstwerken, also vor allem um das Zusammenspiel von Musik und Geräusch mit anderen Kultursparten. Im Prinzip wollten wir dieses Jahr nutzen, um das ganze Projekt richtig zu starten, aber 2020 hat alles durcheinandergeworfen. Eingefroren ist nicht der richtige Ausdruck, wir haben ja weitergearbeitet. Aber alles war eigenartig verlangsamt ...

... **magmatisch** ...

... fürchterlich. Bis jetzt haben wir noch nicht einmal eine Website. Aber weiter geht es natürlich trotzdem. Es gibt da so einige Projekte, die aus meiner Sicht zu unseren Hauptthemen gehören. So soll über kurz oder lang zum Beispiel die Operngarage geschlossen werden. Da gibt es Pläne, den ganzen Bereich in eine Fußgängerzone zu verwandeln. Eine Machbarkeitsstudie versucht bereits zu klären, ob man die Garage mit einem Tunnel vom Altstadttring anfahren könnte. Ich halte das für wenig wahrscheinlich und bin eher der Meinung, dass da ein Klangkunstmuseum hineingehört. Man müsste ein paar Decken und Wände rausreißen, aber ansonsten würde das ein offener Raum sein können, auch für Performances. Da könnte eine Installation mit Ligeti genauso hineinpassen wie ein DJ-Set. Frag mal bei deinen Freunden herum: Die hören inzwischen alle querbeet. Außerdem kam mir zu Ohren, dass auch Nikolaus Bachler als Intendant der Staatsoper schon einmal daran gedacht hatte, die Garage zu schließen, um im Sommer den Max-Joseph-Platz als Spielort zu haben. Wie auch immer, das wäre mitten in der Stadt und die Leute würden quasi hineinfallen.

Das steckt allerdings noch etwas weiter in der Zukunft. Sehr viel näher ist jetzt »The Ninth Wave«. Was passiert bei diesem Projekt im Schwere Reiter?

Wir wollen den Raum in der Diagonale zweiteilen. In der Mitte gibt es eine Leinwand, auf die von zwei Seiten projiziert wird. Davor sitzen die Musiker, um sie herum würden normalerweise die Leute wie in einer Arena platziert sein. Das fällt im Stream leider weg und ich nutze den Raum mit seiner herrlichen Akustik als Filmset. Und trotzdem wird alles live und rein akustisch gespielt, Musik, Geräusche, alles. Da kommen auch viel alltägliche Gegenstände zum Einsatz, Stahlwolle aus der Küche zum Beispiel, Arbeiterhandschuhe mit Noppen, die Geräusche machen. Leinwände kann man für Meeresrauschen verwenden. Zum Instrumentarium gehören auch Utensilien, die man aus der Barockmusik kennt, Windmaschinen, Donnerbleche.

Es gab bereits eine Premiere beim Spring Festival in Tokio.

Stimmt, da wirkten einige Musiker mit, die jetzt leider nicht dabei sein können, der wunderbare Percussionist Ichiro Hosoya zum Beispiel. Für mich ist es bei den Geräuschen beispielsweise wichtig, dass jemand – eigentlich wie ein Schauspieler – zu dem Geräusch wird, das er spielt. Kennst du Luigi Russolos »L'arte dei rumori«? Er hat in den Zwanzigern Geräuschkunst gemacht und nach den ersten Konzerten gemeint: Bloß keine Musiker! Das müssen Maler oder andere Künstler machen. Das habe ich Ichiro erzählt und zu ihm gemeint: Schalte alles aus, was du kennst! Und er sagte: Alles klar, Stefan! Es hat wunderbar funktioniert, intuitiv zur Partitur. Darum geht es mir. Musik und Geräusche sind losgelöste Elemente, die im Dialog, Zusammenspiel, Streit wieder eine Einheit finden.

Welche Rolle hat die optische Dimension, Projektion?

Die einzelnen Ebenen gehen ineinander über, auch thematisch. Auslöser war für mich der 3. Oktober 2013, als vor Lampedusa eines der ersten großen Schiffe unterging. Ich habe



»The Ninth Wave« Teil II. 3, »Under the Waterfall, Allegory Search«
© Neue Klangkunst

Berichte von Überlebenden gelesen, vieles hat mich an das Floß der Medusa erinnert. Auch hier hatte der Kapitän eine rote Fahne gesetzt, damit andere die Schiffbrüchigen sehen konnten. In diesem Fall war es eine brennende Fahne und der Anfang vom Untergang, weil das Schiff dadurch Feuer fing.

Aber wie passt das mit »Ode To Nature« zusammen?

Das kommt über eine andere Seite. Ich wollte in Tansania einen Wasserfall rot einfärben. Das hat eineinhalb Jahre gedauert, aber als ich mit dem zuständigen Verantwortlichen vor Ort sprach und ihm das Skript zeigte, meinte er: »This is an ode to nature!« Und ich habe ihn gleich gefragt, ob ich den Titel übernehmen darf. Überhaupt spielen Farben eine zentrale Rolle in allen neun Bildern der Performance. Personen, die in der Wüste im Sand liegen und ihre bleichen Schatten zurücklassen. Der rote Wasserfall als Styx, das Floß mit den afrikanischen Darstellern, die in den Filmvorlagen mitspielen. Man sieht oft nur Fragmente, weil das Material wiederum auf die Tänzerin projiziert wurde. Sie sollte neun Allegorien darstellen, eine Reflexion von innen nach außen.

Und Beethoven, im Beethoven-Jahr?

Das kam eher zufällig, das Projekt war ja schon ziemlich lang geplant. Es sind alles Beethoven-Adaptionen, die Fumio Yasuda erarbeitet und komponiert hat. Die Idee flog uns zu, als Fumio und ich bei Charles Schumann an der Bar saßen, über die neunte Welle sprachen, und mit einem Mal das Wort Nonagon fiel. Neun Bilder, neun korrespondierende Teile mit neun Minuten. Schaffen wir das? Fumio meinte: Ja! Am Anfang war also die Zahl. Der Termin wiederum war auch eine Fügung. Als Christiane Böhnke-Geisse vom Schwere Reiter mit dem Datum auf mich zukam, meinte ich zu ihr, dass das erste belegte Lebenszeichen von Beethoven ja seine Taufe am 17. Dezember war. So wurde daraus ein Tauffest, das durch den einen Stream statt der ursprünglichen fünf Aufführungen jetzt zwei Tage später stattfindet.

Bei so viel verschiedenen Brechungen des Themas – Film, Projektion, Tanz, Video, Musik, Komposition, spontane Elemente, Beethoven und so weiter – ist es da für den Zuschauer nicht außerordentlich schwer, das noch zu verstehen?

Die Hintergründe sind für das Erleben gar nicht wichtig. Alles, was passiert, hat seinen

Von innen nach außen

Der Klangkonzeptkünstler Stefan Winter bringt vieles zusammen. Im Schwere Reiter ist es Tanz und Bild, Geräusch und Musik, Beethoven und Protest. Unter anderem.

Grund, aber zunächst erst einmal nur für den Einzelnen. In der Seemannssprache geht man davon aus, dass die neunte Welle jeweils die stärkste ist. Das kann man als Motiv sehen, aber viel wichtiger ist, wie das ganze Geschehen auf einen selbst wirkt. Meine Hoffnung ist es, nicht wie ein Filmemacher

durch Geräusche und Musik und Bilder eine Geschichte zu erzählen, sondern dass sie durch diese äußeren Reize im Inneren des Rezipienten, des Zuhörers und Zuschauers entsteht. ||

INTERVIEW: RALF DOMBROWSKI

Anzeige

SCHOKOLADE MACHT GLÜCKLICH.

MUSIK
MACHT GLÜCKLICHER.



Ab 9,40 € ins Konzert –
für alle unter 30!

mphil.de

spielfeld-klassik.de

THE NINTH WAVE – ODE TO NATURE

Schwere Reiter | Livestream | Buch und Regie: Stefan Winter | Komposition nach Ludwig van Beethoven: Fumio Yasuda | Livemusik-Dirigent: Aarón Zapico | Klavier für vier Hände: Ferhan & Ferzan Önder | Klarinette: Joachim Badenhorst | Bassklarinette: Gareth Davis | Bratsche: Kelvin Hawthorne & Klaus-Peter Werani | Geräusche: Mathis Nitschke & Stefan Winter | Tanz, Choreografie in der Filminstallation: Aki Tsujita | 19. Dez. | 20 Uhr | www.schwere-reiter.com



Vom Kinderwagen zum Rennauto

Was die Kleinen bewegt und Ältere nostalgisch begeistert: Im Verkehrszentrum des Deutschen Museums sind historische Spielmobile zu bewundern.



Fortbewegung drinnen und draußen: Reitbär auf Rädern und Skibob
© Deutsches Museum / Christian Illing (2)

JOACHIM GOETZ

Benutzen sollte man sie besser nicht. Diese faszinierenden kindlichen Spielmobile, die das auf der Theresienhöhe angesiedelte Verkehrszentrum des Deutschen Museums unter dem Titel »Mobile Kinderwelten« demnächst (wieder) zeigt. Die einen haben platte Reifen, die anderen sind leicht zerstörbare, bis zu 200 Jahre alte Antiquitäten. Und die nächsten halten ein fortgeschrittenes erwachsenes Gewicht nicht aus. Auch fällt auf, dass viele dieser entzückenden Stücke nicht nur Helikoptereltern, sondern auch normalen Menschen den Angstschweiß auf die Stirn treiben – wenn sie daran denken, dass ihre lieben Kleinen damit rumfahren würden. Viel zu gefährlich. Und nicht bloß, weil Vorschriften und TÜV-Prüfungen, die körperliche Unversehrtheit garantieren sollen, seit Jahren immer strenger wurden.

Eine kreative Idee würde heute sicher keine Betriebs-erlaubnis mehr erhalten: Ein Kinderwagen – er erinnert eher an einen Einkaufstrolley aus metallenen Rundrohren – wurde samt Kind während der Autofahrt über die Rückenlehne des Vordersitzes gesteckt. Ans Verletzungsrisiko denkt man besser nicht. Ähnliches gilt für das wohl beeindruckendste Exponat: ein knallroter Ferrari-ähnlicher Minibolide, der von einem 3-Gang DKW-Mopedmotor angetrieben wird, schafft – auch heute noch – 60 Stundenkilometer Spitzengeschwindigkeit. Ein rennsportbegeisterter Papa hat ihn in den 60er Jahren mit viel Liebe zum Detail (und zum Geschwindigkeitsrausch) im Do-it-yourself-Verfahren für seine kleine Principessa gebaut. Heute eher ein Fall von Gefährdung des Kindeswohls und des Straßenverkehrs. Woran man sieht, wie sich die Zeiten geändert haben. Wobei man sich fragen kann, ob unser ausuferndes Sicherheitsdenken nicht auch viel Lebensfreude verhindert. Da muss man gar nicht an Corona denken.

Sondern vielleicht bloß an jene aufregenden Seifenkistenrennen, die in den Nachkriegsjahren in jeder, wirklich jeder größeren Stadt die legendäre Attraktion waren. Wie auch in München am Gabsattelberg. Vor zehn Jahren versuchten ein paar Enthusiasten ein Revival. Aber wer lässt denn heute noch sein Kind in eine Kiste mit Rädern klettern? Und mit Karacho einen steilen Berghang runterrassen? Mit einer mittelalterlichen Bretterbremse! Selbst wenn das Kind total begeistert davon wäre ...

Bleibt uns also nur der sehenswerte Videozuschnitt im Museum. Und das vom Münchner Rudolf Brose gebaute, 50 Kilogramm schwere silberglitzernde Seifenkistl-Ansichtsexemplar, das für das Duisburger Opelpreis-Rennen 1970 gebaut wurde. Opel hatte einst die obligatorische, bruch-sichere Unterkonstruktion dieser Gefährte als vorgefertigten Bausatz geliefert.

Erkenntnis: Diese Präsentation von knapp hundert kuriosen, kreativen Fortbewegungsmitteln für die lieben Kleinen wurde freilich nicht speziell für diese gemacht. So viel können die wahrscheinlich mit den nostalgischen, zu großen Teilen unbekanntem Sehnsuchtsprodukten ihrer Altvorderen gar nicht anfangen. Sätze wie »Das hatte ich auch« oder »So etwas wollt ich immer haben« hört man wohl eher aus der reiferen Altersgruppe.

Aber man wäre nicht im Museum, würde man nicht einen weitergehenden Bildungsauftrag des Hauses und der Ausstellungsmacher erkennen. Als Leihgeber und Mitmacher sind das Deutsche Fahrradmuseum aus dem unterfränkischen Bad Brückenau und die ambitionierte Sammlerin Eva-Maria Mayer aus Bad Endorf dabei. Mit all diesen Fahrrädern, Rennautos, Rollschuhen, Schlitten oder angeschnallten Sprungfedern wollen sie die (groß-)elterlichen Erwachsenen nicht zuletzt dazu auffordern, ihre derzeit primär von diversen Monitoren in Bann genommenen Sprösslinge zu mehr gesunder Mobilität an der frischen Luft zu animieren. Denn alle diese miniaturisierten Fortbewegungsmittel werden unter Einsatz der eigenen Muskelkraft betrieben. Am besten draußen.

Ausnahmen bestätigen wie immer die Regel. Dazu gehört etwa der ausgesprochen beliebte Mohair-Bär auf Rädern, den Steiff in den 60er Jahren in hoher Stückzahl produzierte. Und auf dem sich das gezogene Kind wie ein Cowboy auf seinem ersten Pony fühlen durfte. Oder die Highlights vom Kinderkarussell. Zu sehen: einst fest auf dem rotierenden Untergrund montierte Feuerwehrautos und Motorräder. Oder ein futuristisches Fantasiegefährt aus den 60er Jahren, das als Mixtur aus Moped, Tretboot und Space Shuttle sowohl die Technikgläubigkeit dieser Ära als auch die Faszination für die Weltraumfahrt widerspiegelt.

Technikbegeisterte kommen überhaupt auf ihre Kosten – nicht nur wegen Kettcar, Tretauto und vielen anderen Erfindungen. Verblüffen können ausgetüftelte, ungewöhnliche Antriebskonstruktionen. So muss man etwa bei einem Fahrrad rückwärts treten, ja genau, um einen tieferen Gang einzulegen und dann den Hang natürlich vorwärts hochzustrampeln.

Design-Nostalgiker kommen ins Schwärmen. Das legendäre »Bonanza-Rad« ist als italienischer Nachbau mit Bananensattel, Chopperlenker, Federungsattrappe und hübschen Chromteilen vertreten. Ein 1939 in England gebauter Mini-Oldtimer aus der Serie »Wanderer« verückt mit einem chromblitzenden Kühler im amerikanischen Streamline-Styling. Ostalgie versprüht das von der VEB Stahlmöbelbau in Haldensleben hergestellte Tretauto »Liliput«, das mit dem Steuer-rad gelenkt und über eine Art Fahrradkette angetrieben wurde – das ostdeutsche Gegenstück zum Kettcar.

Selbst die Historie kommt nicht zu kurz. Man erfährt etwa, wie der Kinderwagen entstand. Als Bauern noch mit Händen und mehr schlechten als gut funktionierenden Geräten ihre Felder bestellten, gaben sie tagsüber ihre Kinder nicht etwa in die Kita, sondern setzten sie in einen schlichten Karren und zogen sie hinter sich her. Woraus sich dann – beliebt beim repräsentationssüchtigen begüterten Bürgertum – bald durchaus sehenswerte Statussymbole entwickelten. Etwa der taubenblaue Kinderwagen »Bavaria« aus den 50er Jahren – oder das noch viel aufwendigere, mit extravagant geflochtenen Mustern dekorierte Peddigrohrmodell von 1905, das mit seinen riesigen Speichenrädern richtig was hermachte. Mobilität wurde da fast zur Nebensache. Bewundert werden war wichtiger. Wie jetzt im Museum. ||

MOBILE KINDERWELTEN

Deutsches Museum Verkehrszentrum | Am Bavariapark 5
bis 26. Juli 2021 | täglich 10–17 Uhr | Corona-Information
und Tickets: www.deutsches-museum.de/verkehrszentrum/information

Garantiert einzigartig

Altes Handwerk und traditionelles Material, überführt in die heutige Zeit: die Weihnachtsausstellung der Mitglieder des Kunstgewerbevereins.

JULIE METZDORF

Natürlich sind Geschenke eigentlich unwichtig. Was wirklich zählt ist Aufmerksamkeit. Und doch sind Gaben so etwas wie die Ornamente guter Beziehungen. Außerdem macht Schenken Spaß, es »macht die Seele weit«, wie es der Philosoph Wilhelm Schmid formuliert. Und so wird auch in diesem Jahr, in dem so manches anders ist, als wir es kennen, eines gleich bleiben: Die Suche nach einem besonderen Weihnachtsgeschenk. Einzigartig soll es sein, nichts von der Stange und so schön, dass einem beim Anblick die Augen übergehen. Etwas, das von Herzen kommt und vielleicht ja sogar mit Herz hergestellt wurde. Aber woher soll man denn immer so genau wissen, wer was wie und wo hergestellt hat? Die Lösung heißt Bayerischer Kunstgewerbeverein und liegt in der Pacellistraße. Hier finden Sie perfekte Geschenke: einzigartig, gut und schön.

Da ist etwa der Kerzenleuchter »Junger König der Nacht« aus Edelstahl, für den der Nürnberger Gold- und Silberschmied Paul Müller gerade erst einen Danner-Ehrenpreis bekommen hat: filigran, fast grafisch in der Form, mit sehr klarer Konstruktion und hochpräzise in der Ausführung – und natürlich voll funktionsfähig! Denn auch wenn Paul Müllers Leuchter schon als Skulpturen ihre Berechtigung haben, so richtig strahlen sie erst, wenn man sie auch benutzt. Zum Abendessen zündet der Künstler auch gern selbst mal die Kerzen seiner Leuchter an: »Das ist vielleicht anachronistisch, aber dann ist es ein schöner Anachronismus.«

Absolut alltagstauglich und doch herausragend in ihrer formalen Präsenz sind auch die Arbeiten des Keramik-Ateliers SOOBO. Die beiden jungen Porzellangestalter Bokyung Kim und Minsoo Lee aus Südkorea haben sich vor nicht allzu langer Zeit in Dießen am Ammersee niedergelassen. Ihr minimalistisches Geschirr in gedeckten Farben wurde erst Ende Oktober auf der Leipziger Grassimesse für Angewandte Kunst ausgezeichnet.

Insgesamt versammelt die Weihnachtsausstellung neueste Arbeiten von fast 100 Vereinsmitgliedern aus den Bereichen Glas, Silber, Metall, Keramik, Textil und Schmuck. Alle Arbeiten sind einzigartig, und doch haben alle eines gemeinsam: Ihre Gestaltung zieht den Betrachter unweigerlich in den Bann. »Das ist die Intensität, die der Künstler im Schaffen hineinlegt, all die Überlegungen, die Planungsphasen ... – das strahlen auch die Objekte aus«, so Monika Fahn, Geschäftsführerin des BKV. »Es liegt viel drin, und man kann viel für sich herausziehen. Man sollte sie von allen Seiten betrachten und auch in die Hand nehmen, das Haptische ist wichtig, vielleicht auch im Gegensatz zu den Digitalisierungen. Wir leben nun mal in der realen Welt, und das gehört zum Menschlichen dazu, dass man Dinge anfassen kann. Und das Handwerk hat etwas ganz Essenzielles, es ist ein eminent wichtiger Ausdruck des Menschen neben der Sprache, nämlich ein künstlerischer Ausdruck, in all den Handwerkstechniken, die zur Verfügung stehen, mit all den Materialien, die auch die heutige Zeit bietet.«

Tatsächlich bauen viele Arbeiten Brücken zwischen den Jahrhunderten: Ein altes Handwerk oder ein traditionelles Material wird in die heutige Zeit überführt. Die Augsburger Künstlerin Carina Shoshtary etwa überrascht mit einem Paar Ohrringe aus Maisstärke – gemalt mit einem 3-D-Stift. Schillernd wie

Perlmutter setzen sich die Ohrringe aus vielen kleinen Fäden zusammen, fließend und völlig frei in der Form. Bei der Dresdner Schmuckkünstlerin Dorit Schubert kommt Farbe ins Spiel: Ihre Ohrringe erinnern an Blütenkapseln, Dolden oder Knospen und sind aus Nylonfäden und dünnem Draht geklöppelt. Dadurch sind sie einerseits stabil, bewahren sich aber die Leichtigkeit von Spitze. Die Münchner Goldschmiedin Pura Ferreiro wiederum arbeitet mit der jahrtausendealten Technik der Granulation: Winzige Kügelchen aus Gold werden auf die Schmuckstücke aufgeschweißt – und zwar ohne Lot! Wie von Zauberhand entstehen so feinste Ornamente auf der Oberfläche.

In Bayern leben und arbeiten auffallend viele Kunsthandwerkerinnen und Kunsthandwerker, die auf der Grundlage eines traditionellen Handwerks immer wieder Neues entwickeln. Mit ihren Arbeiten bewegen sie sich oft auf der Grenze zwischen Gebrauchsgegenstand und freiem Kunstobjekt. Künstlerisch ist das extrem spannend. Was die Positionierung in der Gesellschaft und vor allem auf dem Markt angeht, aber nicht immer ganz einfach. Das fängt schon beim Begriff an: »Kunsthandwerk« oder gar »Kunstgewerbe« ist nicht bei allen Menschen positiv belegt. Und nicht allzu viele Menschen sind bereit, den Preis für die in der Herstellung nun mal recht zeitintensiven Arbeiten zu zahlen. Teure Werbe- und Marketingkampagnen, wie sie im Design üblich sind, sind den soloselbstständigen Künstlerinnen und Künstlern nicht möglich.

Umso wichtiger sind da Institutionen wie etwa die Galerie Handwerk der Handwerkskammer für München und Oberbayern oder eben der Bayerische Kunstgewerbeverein. Textil, Keramik, Schmuck, Glas, Silber, Holz, Papier oder Spielzeug: Im Kunstgewerbeverein haben sich Künstler und Kunsthandwerker der unterschiedlichsten Gewerke zusammengeschlossen. 1851 gegründet, war es dem Verein von Anfang an ein Anliegen, durch beispielhaftes Kunsthandwerk die Qualität im Kunsthandwerk zu fördern. Noch heute entscheidet eine Jury darüber, wer aufgenommen wird. Einst hatte der BKV 2200 Mitglieder – darunter übrigens der russische Zar und der deutsche Kaiser. Man konnte sich sogar eine Vereinszeitschrift, »Kunst und Handwerk«, leisten. Im Jahr 1876 warfen die Verkäufe einer einzelnen Ausstellung einen so hohen Gewinn ab, dass der Verein davon ein eigenes Haus errichten konnte, mitten im Herzen Münchens, nur wenige Meter vom Hotel Bayerischer Hof entfernt an der Pacellistraße 6–8, wo der Verein noch heute seinen Sitz hat. Mit seinen rund 400 Mitgliedern ist es der größte und älteste Landesverband für Kunsthandwerker in Deutschland und vor allem der einzige, der sich dank eigener Immobilie ein Ladengeschäft und eine Galerie mit jährlich acht Wechselausstellungen leisten kann.

Die Galerie Handwerk, die in ihrer Weihnachtsausstellung traditionell künstlerisches Spielzeug zeigt, hat ebenfalls geöffnet. 50 Künstler*innen aus fünf europäischen Ländern sind in dieser reich bestückten Arche der Fantasie vertreten: »Es kommt ein Schiff, geladen ...« lautete das Thema in diesem stürmischen Jahr. Hier allerdings muss man sich vorher telefonisch anmelden, wenn man andere beschenken und sich selbst eine Freude machen will. ||



Die Weihnachtsausstellung im Bayerischen Kunstgewerbeverein | © Karina Hagemann



Atelier SOOBO (Bokyung Kim und Minsoo Lee): Tasse mit Unterteller | 2020 | Porzellan, gedreht, Oxidationsbrand bei 1280 °C, Höhe Tasse 8,5 cm | © Atelier SOOBO

WEIHNACHTSAUSSTELLUNG

Bayerischer Kunstgewerbeverein

Pacellistr. 6–8 | bis 16. Januar | Mo bis Sa 10–18 Uhr, 21.–23.12. bis 19 Uhr, Heiligabend und Silvester 10–13 Uhr
www.bayerischer-kunstgewerbeverein.de

KÜNSTLERISCHES SPIELZEUG – SPIELERISCHE KUNST

Galerie Handwerk | Max-Joseph-Str. 4, Eingang Ottostraße | bis 30. Dezember Di/Mi/Fr 10–18 Uhr, Do 10–20 Uhr, Sa 10–13 Uhr, Besuch nach telef. Anmeldung: 089 5119296 | www.hwk-muenchen.de/galerie



Pura Ferreiro: Amulett-Anhänger | 2020 | Gold 900, granuliert, Durchmesser 1,5 cm | © Pura Ferreiro

Anzeige

LENBACHHAUS
MICHAELA
EICHWALD

BIS
16
MAI
2021

Das Bild soll sich am Prozess beteiligen

LENBACHHAUS DE

LENBACHHAUS MUSEUM IN MÜNCHEN

© Michaela Eichwald, München, 2019
Präsentation: Jürgen

Kunsträume mit Charakter

Noch Geheimtipps oder schon legendär: feine und kleine individuelle Treffpunkte für Kunstfreunde – Teil zwei.



Bald geöffnet: Postamt – Räume für junge zeitgenössische Kunst | © Postamt

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Kunst schaffen ist selten reiner Selbstzweck. Kunst will auch sichtbar werden. Es gibt die etablierten Institutionen, aber bei Weitem nicht jede kreative Äußerung findet dort ihren Ort. Zum Glück gibt es Menschen, die alternative Kunsträume gründen – Off-Spaces, Vereine oder neue Galerieformate – und sich leidenschaftlich, engagiert und oftmals unentgeltlich dem Vermitteln von Kunst widmen. Idealisten, zumeist Künstler*innen oder Kunsthistoriker*innen, die Kultur mitgestalten wollen. In München gibt es Dutzende dieser individualistischen Initiativen an oft ungewöhnlichen Orten.

Der Name **WELTRAUM** ist Programm. In der 60 Quadratmeter großen Ladengalerie mit dem markanten Schriftzug über der Tür präsentiert sich seit mehr als 20 Jahren der Münchner Kunstkosmos in seinen unendlichen Weiten bis in internationale Galaxien hinein. 1997 als erster Münchner Off-Space von Rudolf Maximilian Becker gegründet, hat sich der **WELTRAUM** mit seinen ein- bis zweiwöchentlich wechselnden Ausstellungen sowie Performances, Vorträgen, Diskussionen zu einem der wichtigsten privat finanzierten Projekträume der Stadt entwickelt. Mindestens eine **WELTRAUM**-Ausstellung gehört inzwischen in jede Münchner Künstlerbiografie, aber auch in die Viten vieler überregionaler und internationaler Künstler*innen und Designer*innen. 2019 wurde der **WELTRAUM** mit dem Preis des Kulturreferats ausgezeichnet. Dass ein nicht subventionierter, nicht kommerzieller Ausstellungsort so lange Bestand hat, ist dem grenzenlosen Idealismus seines Gründers geschuldet, der sich mit Haut und Haaren der Kunst verschrieben hat, um nicht zu sagen, in der Kunst lebt. Nicht nur, dass er sich tatkräftig in seinen Kunstort einbringt, er wohnt auch noch darin. In den letzten Jahren hat ihn sein Engagement allerdings körperlich über die Grenzen gebracht. Inzwischen findet er aber in den alten Rhythmus zurück. »Bei mir gibt es keinen Masterplan, keine inhaltliche Ausrichtung, kein Businesskonzept, sondern ich bin ein Überzeugungstäter.« Dieses Lustprinzip ist gestützt von einem klarem Pragmatismus, was die Durchführung des dichten Programms betrifft: So wird häufig auf aufwendige Einladungskarten zugunsten eines knappen Mailings verzichtet, und, wie es einst auf der Website hieß: Anstelle »überkuratierter Ausstellungskonzepte werden neue künstlerische Positionen unpräzise und ohne zu engmaschigen programmatischen Filter gezeigt, auf eine charmante Art quick and dirty, (...) aber mit klarem Denken ausgewählt und – mit guten Sitten – bei Bier und Ofenwärme geschmackvoll vorgetragen.«

Dass Off Spaces kommen und gehen, zeigt das **Postamt**, das ab Mitte Dezember so etwas wie die erwachsen gewordene Fortsetzung der ehemaligen Ille Galerie ist. Die Ille (wie illegal) bestand aus vier Schaukästen an der Barerstraße. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion im Dezember 2019 hatten die Kunststudenten Janina Totzauer, Tornike Abuladze und Sebastian Quast die seit Jahren verwaisten Kästen

gekapert und zur Galerie erklärt. Für zehn Monate wurde die Fenstergalerie zur angesagten Experimentierbühne für angehende Künstler*innen. Mit internationaler Reichweite, denn die Ille Galerie wurde digital nachgebaut und konnte online begangen werden.

Heute, genau ein Jahr später, sind die Schaukästen abgerissen, und das Ille-Team sitzt zusammen mit einer Reihe weiterer Künstler*innen in den Startlöchern zu einem neuen Projekt, dem »Postamt«. Diesmal legal: Das Haus mit dem aufgelassenen Postamt in Reichweite vom Haus der Kunst gehört einer kunstaffinen älteren Dame, die über die Ille Galerie mit dem Team in Verbindung getreten ist und die Räume unentgeltlich für die Zwischennutzung zur Verfügung stellt. Ein ausgesprochener Glücksfall, aber auch eine Herausforderung: Vier Räume mit 165 Quadratmetern auf zwei Ebenen wollen »als Plattform internationaler Kultur« mit »junger zeitgenössischer Kunst« bespielt werden. Den Anfang macht erst mal eine Ausstellung mit den Abschlussarbeiten von fünf Studierenden der Kunstakademie. Janina Totzauer geht es um mehr als nur um das Zeigen von Kunst. Für sie sind Kunsträume wie die Ille Galerie oder jetzt das Postamt Orte der Begegnung, des Austauschs und der Vernetzung. »Am schönsten sind die Momente, wenn alles ineinandergreift und alle sich gegenseitig helfen. Wenn eine Ausstellung neben sehr guter Kunst auch eine Freundschaft, ein Liebespaar, eine Wohnungsvermittlung hervorbringt.«

Obwohl mit seiner Lage in Berg am Laim nicht unbedingt im Zentrum des Kunstgeschehens gelegen, haben sich das **Streitfeld-Atelierhaus** und sein **Projektraum** zu einem Hotspot künstlerischen Wirkens entwickelt. 2010 hat sich eine Gruppe Künstler und Kreativer verschiedener Sparten zu einer Wohngenossenschaft zusammengeschlossen, eine aus Vorder- und Rückgebäude bestehende ehemalige Kleiderfabrik an der Streitfeldstraße erworben und zu circa 50 Ateliers, Wohn- und Arbeitsstudios und drei Förderateliers umgebaut. Seit Beginn betreibt ein unabhängiger Verein aus internen wie auch externen Leuten einen knapp 80 Quadratmeter großen Projektraum, in dem regelmäßig kurz getaktete überregionale Ausstellungen und Veranstaltungen stattfinden. Ein loser Stamm aus Mitgliedern des Atelierhauses sowie ein paar aus-wärtige Kurator*innen haben verschiedene Programmreihen etabliert: etwa die »Paintings« mit Positionen der Malerei oder die Reihe »Amigos«, bei der befreundete Künstler*innen zur Ausstellung eingeladen werden; außerdem Veranstaltungen zu anderen Kulturproduktionen wie etwa »Denotationen – Musik und Wort« und das »Festival für improvisierte Musik« sowie verschiedene Gesprächs- und Vortragsreihen, Lesungen und Workshops. »Der Projektraum spiegelt das Streitfeld, indem sie die internen Leute einladen und den Kreis nach außen erweitern, ob Malerei, Bildhauerei, Musik, Schmuck – Kunst in ihrem ganzen breiten Spektrum«, so der Künstler und Vereinsvorstand David

Flynn. Für Qualität wird gesorgt: Während man den Projektideen von alteingesessenen Mitgliedern vertraut, müssen neu eingereichte Ausstellungen und Projekte vorgestellt und bewilligt werden. Förderung erhält der nicht kommerzielle Projektraum u. a. vom Kulturreferat, das im Streitfeld-Gebäude auch ein Gästezimmer für Künstler unterhält.

In Anlehnung an einen musikalischen Gig steht **GiG Munich** für einzelne Auftritte von Künstler*innen – wahlweise auch für »Galerie im Gartenhaus«. Mit vier bis sechs Ausstellungen pro Jahr betreibt Magdalena Wisniewska seit 2015 ihre »experimentelle Plattform für zeitgenössische Kunst und Design« in einem 50 Quadratmeter großen Raum im Hinterhaus der Baumstraße 11, einer ehemaligen Wäscherei. Konzept ihrer nicht kommerziellen Galerie ist es, jungen Künstler*innen während oder nach ihrem Studium eine erste Präsentation zu ermöglichen sowie internationalen, etablierten Künstler*innen einen Raum zum Experimentieren zur Verfügung zu stellen, also Arbeiten zu ermöglichen, die in einer traditionellen Galerie aus Platz- bzw. oftmals kommerziellen Gründen nicht gezeigt werden. Der intellektuelle Anspruch der promovierten Philosophin, Künstlerin und Kunsttheoretikerin ist es, Künstler*innen und ihr Werk in einen kunstphilosophischen Kontext zu stellen. Nach ihrem Umzug 2012 aus London, wo sie studiert und gearbeitet hat, war es ihre Absicht, ihre Tätigkeit als Autorin für philosophische Zeitungen wie »Deleuze Studies« oder das »Journal of Aesthetics and Phenomenology« mit ihrer Ausstellungstätigkeit zu koppeln. »Was ich schreibe und was ich sehe steht in Verbindung.« So arbeitet Magdalena Wisniewska vor jeder Ausstellung eng mit ihren Künstler*innen zusammen und fasst Texte zu deren Werk, die sie zweisprachig auf ihrer Website veröffentlicht oder in ihre dis-

kursiven philosophischen Essays einfließen lässt. Wie viele Projekträume rangiert das GiG irgendwo zwischen Galerie und Off Space. Anders als in einer Galerie werden die Künstler*innen nicht vertreten, sondern nur einmal gezeigt. »Die Freiheit ist mir wichtiger als die Verpflichtung.« Im Fall von Verkäufen erhält Wisniewska allenfalls eine geringe Provision, kompensiert diese durch das Honorar für ihre Publikationen. Nonprofit-Projekte wie etwa den Austausch mit britischen Künstler*innen unterstützt schon mal das Kulturreferat. ||

GALERIE WELTRAUM

Rumfordstr. 26 | Fr bis So 17–19, Mo bis Do nach Vereinbarung | www.weltraum26.de
Patricia Gilyte & Peter Riss. »ANGRY DRAGONS« | ab 11. Dezember, 18 Uhr

POSTAMT

Unsöldstr. 9a | Do bis So 16–20 Uhr, Do 10. Dez. 14–20 Uhr | Instagram @post_amt
»Examen I«. Jakob Weiß, Stela Vula, Ashley Lamm, Lukas Hoffmann, Josef Köstlbacher bis 20. Dezember | zur Ausstellung unter Corona-Bedingungen siehe Instagram @post_amt

STREITFELD_PROJEKTRAUM

Streitfeldstr. 33 | Fr 17–20, Sa 14–17, So 11–14 Uhr | www.projektraum.streitfeld.net
Rita Hensen | bis 20. Dezember | zur Ausstellung unter Corona-Bedingungen siehe Homepage

GIG MUNICH

Baumstr. 11 | geöffnet nach Vereinbarung: contact@gig-munich.com | www.gig-munich.com | **BILDHAUER*IN DER SINNE.** Emanuele Becheri, Beth Collar | Curated by Beniamino Foschini | bis 1. Januar

Anzeige

JEDEN TAG AUF ALLEN KANÄLEN DES RESIDENZTHEATERS

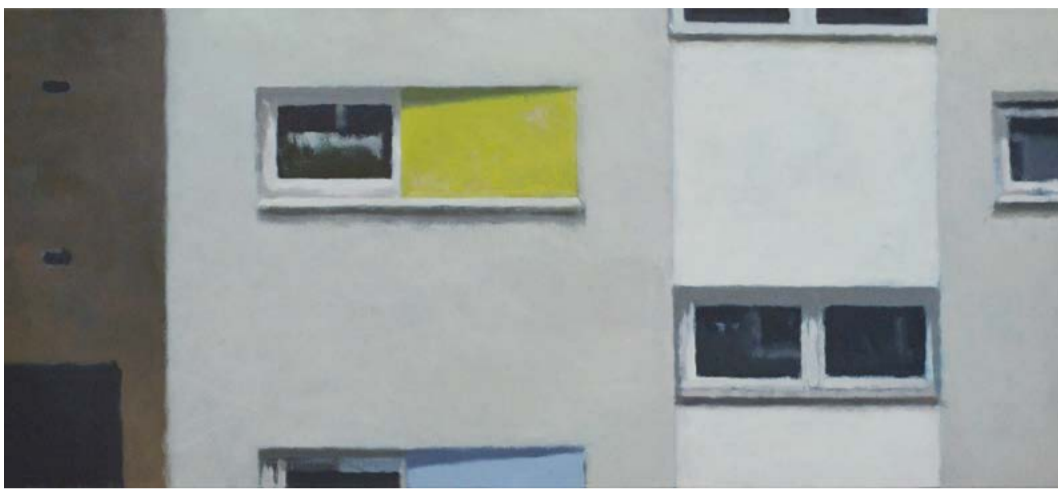
EIN MUSS FÜR ALLE RESI-FREUNDE!

Der Resi-Newsletter: residenztheater.de/newsletter

RESIDENZ THEATER

RESI SENDET

#wasistlosimresi
residenztheater.de



Peter Thol: »Kreuzbergmondrian« | 2020 | Öl auf Leinwand, 75 x 170 | © Peter Thol

CHRISTA SIGG

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Der Kunsthandel ist es, der – bei aktuell geschlossenen Museen und Ausstellungshäusern – Gelegenheit bietet zu Begegnungen mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.

PETER THOL

Vor allen Dingen

Galerie Wittenbrink | Türkenstr. 16
bis 16. Januar 2021 | Di bis Sa 11–18 Uhr
www.galeriewittenbrink.de

Das ist praktisch. Peter Thol muss weder an die Côte d'Azur noch nach Los Angeles fahren, und er braucht auch keinen Swimmingpool wie David Hockney, um seinem Publikum einen lässigen entspannten Nachmittag irgendwo im Süden vorzugaukeln. Der Blick aus dem »Fenster zum Hof« – so der Titel – genügt schon. Wer allerdings nachhakt, erfährt, dass die Wasseroberfläche, die sich ein bisschen kräuselt und so schön türkis leuchtet, eine schnöde Kunststoffunterlage zum Malen ist, und die schicke weiße Sonnenbank ein Tisch für Farbtöpfe, Kreiden und Buntstifte.

Die Lösung? Gegenüber von Thols Berliner Atelier ist eine Kindertagesstätte untergebracht. Nur das fade Grau des Asphalts hat er durch ein fröhliches Zitronengelb ersetzt. Ein kleiner, durchaus wirkungsvoller Trick. Doch der Künstler braucht ihn meistens gar nicht, um das Besondere im Alltäglichen vor Augen zu führen.

Bei Peter Thol sind es vielmehr die Perspektive und der Ausschnitt, die für Irritationen und scheinbare Verfremdungen sorgen. Im Zoom kann eine Gebäudewand mit gelben, blauen, weißen und grauen Flächen De-Stijl-Swing entwickeln. Die Bezeichnung »Kreuzbergmondrian« für dieses ganz neue Gemälde kommt also nicht von ungefähr, und der 65-Jährige musste auch dafür nur vors Haus treten. Genauso lenkt schlichtes Kopfsteinpflaster (»Widerschein«, 2018) – vielleicht im Abendrot – mit seiner Rasterung schnell in den Bereich des Konstruktiven oder Konkreten. Das erinnert an Karl Horst Hödickes Straßenszenen und Innenhöfe und ebenso an die irren Blickwinkel eines Raoul De Keyser.

Auch das zarte Verschwimmen der Konturen, die zum Teil Richter'sche Unschärfe, gehört zum enigmatischen Verfahren des Peter Thol. Und es überrascht keineswegs, dass er sich ganz dezidiert für den Prozess der Abstraktion interessiert. Seine weißen bis düster-schwarzen Wolken am blauen Himmel (»Vor dem Gewitter«) sind ein wunderbares Exempel für das sich Formieren und Diffundieren, für das Hin und Her zwischen dem greifbar Gegenständlichen und dessen Auflösung. Man kann diesem Maler aber auch durch die »Große Prignitzlandschaft« (2016/17) oder durch eine »Düne« (2020) an der Ostsee folgen. Entweder, um in diesen Weiten die Natur zu finden oder ins Innere abzutauchen. Da wird Peter Thol dann doch noch zum Romantiker. Ob er will oder nicht.

PAUL SCHWER

Ungeplant. Geplant.

Galerie Wolfgang Jahn | Reichenbachstraße 47–49 Rgb. | bis 30. Januar 2021 | Di bis Fr 13–18 Uhr, Sa 12–16 Uhr sowie nach Vereinbarung (089 297969) | www.galeriejahn.com

Natürlich weiß Paul Schwer längst, wie er das willige Material anfassen muss, um seine augenblickliche Biegsamkeit in die gewünschte Richtung zu lenken. Auf der anderen Seite ist doch nie ganz klar, was am Ende herauskommt. Und fast immer hat der Zufall noch ein paar Wendungen im Angebot. Gibt man den Verlockungen nach oder verfolgt man das eigentliche Konzept? Sicher ist nur, dass die Entscheidung schnell fallen muss, bevor das Zeug erkaltet.

Seit etwa 15 Jahren – die Inspiration kam bei einem Aufenthalt in Schanghai – arbeitet Schwer mit den beiden Kunststoffen Plexi- respektive Acrylglas und PETG. Bevor er die Platten allerdings zu formen beginnt, werden sie bemalt oder bedruckt. Das beschert seinen Skulpturen nicht nur die zum Teil ziemlich aufregenden, ja poppigen Farben, sondern gleichermaßen die Geschichten, die man sich – je nach Einblick – dann zusammenstückeln darf. Mal sind es Hochspannungsmasten, mal ein Ford. Mal die Ötztaler Gletscherkulisse, vor der 007 James Bond im Einsatz



Paul Schwer: »Ford« | 2019 | Siebdruck und Siebdrucklack auf fluoreszierendem Plexiglas und PET-G, 105 x 70 x 65 cm | © Paul Schwer

war, oder die mächtigen Tannen des Schwarzwalds. Das ist die Heimat des 69-jährigen Installationskünstlers, der längst in Düsseldorf lebt, wo er in den Achtzigern studiert hat.

Für einen Moment könnte man durch die Faltungen an John Chamberlain denken, der Autokarosserien gepresst und verformt hat und in der äußeren Anmutung mitunter zu vergleichbaren Gestalten gelangt ist. Doch bei Schwer spielt die Transparenz eine erhebliche Rolle, ihn interessieren Schichtungen und Ebenen, genauso will er die Konstruktion sichtbar machen. Und damit diese Skulpturen zerknüllter Gemälde ihr gesamtes Spektrum entfalten und eine gewisse Aura ganz ohne Hokusfokus entwickeln, integriert Schwer Lichtstrahlen. Das alles ruft nach dem öffentlichen Raum. Schade eigentlich, dass München dort immer noch keinen Paul Schwer hat.

CLAUDIA BITRAN

Be Drunk

NATHAN RANDALL GREEN

Through Triple Darkness

Walter Storms Galerie | Schellingstr. 48
bis 13. Februar 2021 | Di bis Fr 10–18 Uhr,
Sa 11–16 Uhr | www.storms-galerie.de

»Loser« ist in Großbuchstaben auf die Stirn gekrakelt. Der junge Mann unter seinem roten Hoodie hat das vermutlich gar nicht mitbekommen. Er schläft. Und auch auf dem nächsten Bild liegt ein Girl in Shorts wie bewusstlos am Boden. Die Party dürfte exzessiv gewesen sein, eine andere sitzt vornübergebeugt auf dem Sofa und starrt in einen Eimer. Scheußliche Szenen eigentlich, aber schön bunt und auf knapp 30 mal 30 Zentimetern Fläche wirken sie lange nicht so drastisch, wie sie tatsächlich sind. Das muss der Puppenstuben- bzw. Verniedlichungseffekt sein. Und so genau sieht man auch nicht, was eigentlich vorgeht auf diesen Bildern von Claudia Bitran.

Die chilenisch-amerikanische Multimediakünstlerin hat acht, neun, zehn und mehr Schichten übereinandergemalt. Die letzten scheinen oft genug noch durch. Etwa als vermeintlich zweite Person, die etwas versetzt neben der Hauptfigur auszumachen ist. Einzeln könnte man daraus eine Art Daumenkino basteln. Doch wenigstens nimmt Bitran jedes einzelne Bild auf, bevor sie mit der nächsten Schicht beginnt. Und wer eine dieser Miniatur-



Claudia Bitran: »Ask what time it is« | 2020 | Acryl auf Leinwand, 25,5 x 28 cm | © Claudia Bitran

ren erwirbt, bekommt auch den Comic-Strip dazu. Das ist die schräge Idee dahinter, zumal diese Clips das Vorgehen der 34-Jährigen spiegeln und umkehren.

Claudia Bitran, die jetzt in der Galerie Storms ihren ersten Auftritt in Europa hat, ist ganz Kind des Internets. Dort fischt sie nach möglichst irritierenden Videos: von Robben, die einen Hang hinabrollen, von Möwen, durchdrehenden Pferden und immer wieder von betrunkenen Teenagern, die völlig unkontrolliert dummes Zeug treiben, sich übergeben oder einfach nur ihren Rausch ausschlafen. Und das freiwillig ins Netz stellen.

»Be drunk« lautet der Titel der Ausstellung, das darf man durchaus im Sinne Charles Baudelaires verstehen, der in seinem Gedicht »Enivrez-vous« dazu auffordert, ständig betrunken zu sein. Vom Wein, von der Poesie und sogar von der Tugend, egal. Das sei die einzige Lösung, nicht das furchtbare Joch der Zeit zu fühlen ... Ob sich die Teenies, wie Baudelaire es empfiehlt, in den Rausch stürzen, sei dahingestellt. Dabei geht es Bitran, die an der Rhode Island School of Design studiert hat, mehr noch um die Seite der Rezeption. »Wir fühlen eine voyeuristische Sicherheit, wenn wir eine Tragödie aus der Ferne betrachten – eine morbide Neugier, die uns unterhält und uns den Schmerz erleben lässt, ohne ihn selbst fühlen zu müssen«, sagt die Künstlerin. Und damit stellt sie sich in eine lange Tradition der Darstellung.

Auffallend gut fügt sich Nathan Randall Green ins Programm von Walter Storms ein, der bei aller Vielfalt den Konkreten die Treue hält. Caro Jost, die Frau des Galeristen, hat Green genauso wie Bitran im März in einer Ausstellung in New York entdeckt – kurz bevor

Corona solchen Kunst-Schnuppertouren dann einen Riegel vorschob. Der 40-jährige Texaner befasst sich mit kosmologischen Ideen, vieles sei vom Blick in die Ferne und in den Nachthimmel inspiriert, sagt er, vorbei an der Milchstraße ins Jenseits.

Dieses Jenseits kommt bei ihm ausgesprochen farbenfroh daher und setzt sich aus geometrischen Formen, vornehmlich Dreiecken, zusammen. Damit greift Green die Hard-Edge-Tradition auf und interpretiert sie doch neu. Denn was zunächst nach exakt abgezierter Malerei aussieht, sind Collagen aus so unterschiedlichen Materialien wie Karton, Kunststoff, Holz oder Papierzestoff. Deren Kombination vermittelt Tiefe und tritt zugleich aus der Fläche heraus. Auch bei Green ergeben sich Schichtungen, das verbindet ihn mit seiner Kollegin Claudia Bitran im Nebenraum. Nur will Green den Kosmos vermessen, während Bitran bewusst das Irdische im Visier hat.

WILLI SIBER

Neue Arbeiten

Smudajeschek Galerie | Schwindstr. 3
bis 9. Januar 2020 | Do und Fr 11–18 Uhr,
Sa 11–16 Uhr und nach tel. Vereinbarung
(0173 3110309) | Winterpause 24. Dez. bis
2. Jan. | www.smudajeschek.com

Man könnte Willi Siber leicht für einen Schmuckkünstler halten. Blättert man durch seine Kataloge oder klickt sich auf der Webseite von Galeristin Charlotte Smuda-Jeschek durch die aktuellen Arbeiten, reihen sich bunte Steine zum Armband und leuchten elegante Broschen und Anhänger in den tollsten Farben. Ganz zu schweigen vom haptischen Reiz dieser aufregenden Oberflächen: Mal sind es Prisma- oder Gitterstrukturen, mal Flächen, die mit Drusen übersät scheinen, oder kunstvoll gebogene Metallröhren – nachtblau oder feuerrot lackiert.

Aber natürlich, die Formate erzählen eine ganz andere Geschichte. Sibers Objekte sind nirgends zu übersehen, und schon aus der Ferne locken sie durchs Schaufenster an der Schwindstraße. Damit drängt diese ungemain sinnliche Kunst in den öffentlichen Raum. Man mag das freilich nicht aufs Erste mitein-



Paul Siber: »Liegend« / Wandobjekt | 2020 | Stahl, Chromlack, 35 x 48 x 45 cm | © Paul Siber

ander verbinden, doch Willi Siber ist an der oberschwäbischen Barockstraße aufgewachsen zwischen der ehemaligen Reichsabtei Rot an der Rot, dem Bibliothekssaal in Schussenried und der Rokoko-Wallfahrtskirche der Brüder Dominikus und Johann Baptist Zimmermann in Steinhausen. Dort rückt der Himmel aus vielleicht 20 Metern Höhe ganz nah und lässt den Betrachter kaum mehr los. Nicht gewaltsam, sondern sanft, licht und heiter.

Sibers Werke mögen mit deutlich kräftigeren Farben daherkommen, seine Materialien pendeln zwischen Stahl, Holz und sogar Schleifpapier, Chromlack spendet Glanz und Gloria. Das muss man zulassen können, dazu braucht man ein entspanntes Verhältnis zur »Puren Pracht« genauso wie zum »Stillen Prunk«, wie zwei seiner Katalogtitel lauten. Und damit sind wir wieder beim Schmuck, und das im allerbesten, betörenden Sinne. ||



Armin Smailovic und Dirk Gieselmann Lockdown Lights

Der Münchner Fotograf Armin Smailovic und der Berliner Autor Dirk Gieselmann haben im Frühjahr 2020 auf Instagram in einem künstlerischen Lockdown-Tagebuch dokumentiert, wie sie den abgeriegelten Alltag sahen, fühlten und reflektierten. Im »Lockdown Light« setzen sie seit November ihre Zusammenarbeit fort. Diesmal nicht mit Aufnahmen von Straßen oder Wohnungen, sondern mit Theaterfotos aus Smailovics Archiv, die vor der Coronakrise entstanden sind. Diese bizarren Schwarz-Weiß-Bilder eines Theaterliebenden erzählen davon, nach was wir uns seit Wochen sehnen: danach, komplexe Zusammenhänge zu erkennen, in einer Zeit ohne Logik. Armin Smailovic hält Bühnenmomente fest, wie ein Jäger auf Safari geht. Er pirscht sich an, bis die Beute nicht mehr entkommen kann, und dann wird scharf geschossen. Parallel finden die Kumulus-Texte von Dirk Gieselmann zielicher ihren Weg – wie Wasser, wie Regentropfen an einem Fenster, Bachgeblubber oder der plötzlich heiße Strahl aus der Dusche, herzerreißend wie Charlie Chaplins Blick in »Lichter der Großstadt«. Das Paradox unserer Tage findet in dieser Vignettenserie eine Form, die in ihrem Minimalismus unter dem Radar fliegt. Das Zusammenspiel von Gieselmann und Smailovic manifestiert die Freiheit, um die Ecke zu denken, sich eigene Bilder zu machen. Die Welt neu zu erfinden. || cp

LockdownLight No. 22 | Wie man den Nebel aushält: Man muss sich vorstellen, die Stadt sei über Nacht zum Himmel emporgestiegen und schwebt jetzt durch die Wolken wie ein riesiges Luftschiff. | Texte: Dirk Gieselmann, 2020. | Fotos © Armin Smailovic (4)



LockdownLights No. 1 | Das neue Haus gegenüber, das schon halb fertig war: Heute morgen haben es die Arbeiter wieder eingepackt und zurück ins Lager gebracht. Jetzt sind die Gärtner da und pflanzen eine Wildnis.



LockdownLights No. 5 | Versuch, sich zu trösten, indem man über die Zukunft in der Vergangenheitsform spricht: Morgen war ich einsam, übermorgen traf ich auch keinen Freund, aber bald war es überstanden. Ein Trost, der selbst schon traurig ist.

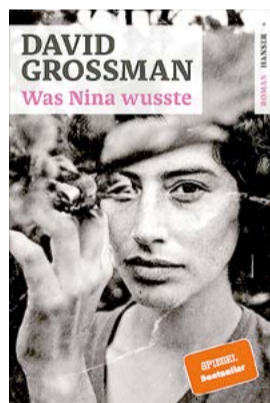


LockdownLights No. 21 | Das kleine Mädchen schreibt ihrer Freundin, die es nicht sehen darf, einen Brief und schiebt ihn durch den Türspalt: »Libe T. Ich vermiese dich so. Deine N.«

U NT ERN BAUM



Lesen geht immer.
Unsere Buchempfehlungen.



SCHONUNGSLOS

»Ich würde die Diagnose gerne geheim halten. Gar nicht so sehr vor den anderen, eher vor mir selbst.« Doch etwas vor anderen geheim halten, das ist – zum Glück – Joachim Meyerhoffs größte Stärke nicht. Sonst wäre seiner Leserschaft die urkomische, aber auch urtraurige Lektüre seiner autobiografischen »Alle Toten fliegen hoch«-Reihe entgangen, mit deren fünftem Teil er nun in die Gegenwart vorrückt. »Hamster im hinteren Stromgebiet« heißt der neue Roman des Schauspielers. Und während er in den anderen Teilen den Tod geliebter Verwandter betrauert, indem er die Erinnerung an sie feiert, ist der – glücklicherweise nicht final – zu Beklagende diesmal Meyerhoff selbst. 2018 erlitt er einen Schlaganfall, den er folgerichtig, wie die anderen Schicksalsschläge in seinem Leben, in Literatur zu fassen versucht. »Mit der Rechten wird gedichtet, mit der Linken trainiert«, notiert er noch auf dem Heimweg aus der Klinik im Prolog zu seinem Roman, der auch der Epilog werden soll. Dazwischen geht es in gewohnt schonungsloser Ehrlichkeit um Peinliches, um Verletzlichkeit, Schwäche, Versäumnisse, Momente des Glücks und das, was alles zusammenhält – die Menschen, die er liebt. Man kann also ohne Übertreibung sagen: ein echter Meyerhoff. ||

ANNE FRITSCH

JOACHIM MEYERHOFF:
HAMSTER IM HINTEREN STROMGEBIET
Kiepenheuer & Witsch, 2020 | 320 Seiten
24 Euro

VERMÄCHTNIS

Nach der literarischen Sensation »Eine Frau flieht vor einer Nachricht« meldet sich der israelische Schriftsteller David Grossman nach zehn Jahren mit einem neuen Roman zurück. »Was Nina wusste« dreht sich um ein gut gehütetes Familiengeheimnis und um die Frage, ob das Erzählen die Geschichte ungeschehen machen kann oder nicht. Grossman zeigt einmal mehr, dass er zu Recht zu den vollendeten Romanciers unserer Gegenwart gezählt wird. Vielschichtig handelt »Was Nina wusste« vom Schicksal dreier Frauen aus drei unterschiedlichen Generationen. Am eindringlichsten von Großmutter Vera, die es aus dem ehemaligen Jugoslawien nach Israel verschlug. Ihr geliebter Mann nahm sich unter Tito im Gefängnis das Leben, später landet sie selbst als Landesverräterin in einer Strafkolonie. Es sind Szenen, die man nicht wieder vergisst. Veras Tochter Nina wird die brutale Trennung von ihren Eltern nie verwinden. Um ihre unstete Existenz kreist später das Leben ihrer Tochter Gili. Als die junge Filmemacherin beschließt, über das Schicksal ihrer Familie einen Film zu drehen, werden die Verwundungen aller offenbar. Die Schilderungen Grossmans sind so präzise, dass sie sich nach der Lektüre anfühlen wie eigene Erinnerungen. Das Leid genauso wie das große Glück. ||

CHRIS SCHINKE

DAVID GROSSMAN: **WAS NINA WUSSTE**
Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer
Hanser, 2020 | 352 Seiten | 25 Euro

URGUT

»Mein Alltag jetzt ist halt sehr langweilig«, schreibt Stefanie Sargnagel pragmatisch, »da müssen jetzt die anarchischen Jugendjahre erhalten.« Drum handelt ihr Debütroman also von ihrer Jugend. Schnodderig und sehr wienerisch protokolliert sie ein Erwachsenwerden zwischen Beisl und Gemeindebau, zwischen Rausch und Ernüchterung. Die Schule, dieser »Hort der Sinnlosigkeit«, verliert an Bedeutung, ein »Leben im Widerstand« wird zum Ideal, eines im Rausch zur Realität. Sargnagel, die mit ihren »Statusmeldungen« zur Chronistin unserer Zeit in den sozialen Medien wurde, wählt auch in ihrem Roman einen pragmatischen Tonfall. »Dicht« nennt sie ihr Buch schlicht und schiebt als Untertitel »Aufzeichnungen einer Tagediebin« hinterher. Sie rechnet sich »gendermäßig eher den Landstreichern« zu als den Mädchen, verschweigt weder das Gefühl von Unbesiegbareit noch das häufigere der Verlorenheit. Es ist ein sehr persönliches Buch, wie es scheint – oder nur ein gut ausgedachtes? So genau weiß man nie, wo das Erlebte aufhört und das Erdachte anfängt. Sargnagel ist eine Tiefstaplerin, die genaue Beobachtungen in rotzigen Sätzen verbirgt und eine große Zartheit hinter der vorgeschobenen Derbheit. Tief drinnen ist dieser Roman nichts weniger als die Hommage an eine einmalige Freundschaft. Um im Jargon zu bleiben: urgut. ||

ANNE FRITSCH

STEFANIE SARGNAGEL: **DICHT.**
AUFZEICHNUNGEN EINER TAGEDIEBIN
Rowohlt, 2020 | 256 Seiten | 20 Euro

DER ALTE KONTINENT

»Es gibt kein Ziel ohne Klarheit darüber, von wo man aufgebrochen ist, und keine Zukunft ohne eine deutbare Version der Vergangenheit.« – In dem vom Ich-Erzähler nonchalant dahingesagten Satz steckt das ganze Programm dieses opulenten, ebenso klugen wie originellen Buches, das sich jeder Kurzbeschreibung entzieht. Tatsächlich erweist sich »Grand Hotel Europa« als weit mehr als der (autofiktionale) Roman, der er anfangs zu sein scheint: Der niederländische Schriftsteller Ilja Pfeijffer nistet sich in einem verlebten Grandhotel ein, um die gescheiterte Beziehung zu der italienischen Kunsthistorikern Clio aufzuarbeiten, mit der er zuletzt in Venedig gelebt hat. Die Rahmenhandlung dient als Sprungbrett für – alles. Pfeijffer sinniert über den Verfall Europas, Selbstverwirklichung und Ignoranz beim Reisen (was im aktuellen Stillstand noch drastischer wirkt), fliegt selbst auf Caravaggios Spuren nach Malta und wird mit globalen Fluchtbewegungen konfrontiert. Dass der Autor sein reichlich eitles Alter Ego mitunter recht ratlos durch die (eigene) Geschichte tappen lässt, erhöht den Lesespaß ungemein. Und den Hörgenuss: Thomas Loibl verleiht dieser süffig-saftigen Geschichte einen grandiosen ironischen Ton. ||

TINA RAUSCH

ILJA LEONARD PFEIJFFER:
GRAND HOTEL EUROPA

Aus dem Niederländischen von Ira Wilhelm
Piper, 2020 | 560 Seiten | 25 Euro || Hörbuch
gelesen von Thomas Loibl | Osterwold 2020
3 mp3-CDs, 1146 Min. | 25 Euro

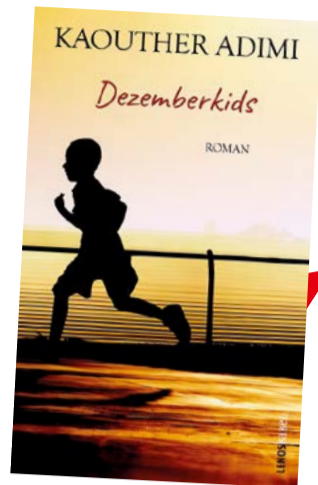


JEDER IRRSINN IST NUR DER ANFANG

In Schliersee gibt es jetzt eine Bürgerwehr. Die heißt nicht so, sie nennt sich »Sicherheitswacht« und passt auf, dass sich die Mitbürger und Mitbürgerinnen ordentlich benehmen. Liest man Laura Lichtblaus Debut »Schwarzpulver« mit der Neuigkeit aus Schliersee im Kopf, kann einem ganz anders werden: Alles ist steigerungsfähig! Jeder Irrsinn ist nur der Anfang eines noch größeren Wahns, und darauf sollte man gefasst sein, wenn man sich über heutige deutschsprachige Gesellschaften wundert. Der Leser findet sich wieder in einer großen Stadt, vielleicht Berlin, vielleicht Wien, in der der Kampf um Recht und Ordnung die Gendarmerie an ihre Grenzen bringt. Deshalb gibt es die Bürgerwehr, der sich Charlotte mehr oder weniger aus Langeweile anschließt: »Die Konditionen dieses Schießcamps überzeugen mich einfach, hatte sie Tante Liese und Onkel Gabriel erklärt, Es gibt zwanzig verschiedene Waffen zur Auswahl, die Proteinsakes sind auch inklusive«, aber nach ein paar Jahren stellt sie fest, dass sie für dieses bürgerschaftliche Engagement nicht geeignet ist. Dann begegnen sich ihr Sohn Charlie, Praktikant bei einer subversiven Musikproduktion, Burschi aus der tiefsten Provinz und die eigenwillige Johanna. Eigentlich Mittelpunkt dieses Romans, der so bizarr, hochnotkomisch und boshaft daherkommt, dass man sich fragt, welche Ungeheuer im Kopf der 35-jährigen Autorin sonst noch so hausen, ist Charlotte, die mit gerafften Rücken über Bord geht. Laura Lichtblau verfeuert ihre Sätze nicht nur mit schwarzem Pulver. Diese eigenartige Prosa leuchtet wie ein giftiger Fisch in einem nachtblauen Aquarium. ||

CHRISTIANE PFAU

Laura Lichtblau: Schwarzpulver
C.H. Beck, 2020 | 202 Seiten | 18,95 Euro



SCHÖNES SPIEL

Ein unscheinbarer Bolzplatz in der »Cité du 11-Décembre-1960« im Ort Dely Ibrahim westlich von Algier bildet das Zentrum in »Dezemberkids«. Es ist das neue Opus der 34-jährigen algerischen Autorin, die bereits für ihren Roman »Was uns kostbar ist«, der auch für den Prix Goncourt nominiert war, gefeiert wurde. Die Kinder des Viertels haben sich das Stück Brachland erobert, alles ist wunderbar, bis zwei alte Generäle auftauchen und dort ihre Villen errichten wollen. Aber sie haben nicht mit den Kindern und Jugendlichen des Quartiers gerechnet, das seinen Namen den ersten Demonstrationen für die Unabhängigkeit Algeriens am 11. Dezember 1960 verdankt. Die elfjährige Ines, Enkelin der Unabhängigkeitskämpferin Adila, und ihre beiden zehnjährigen Freunde Dschamil und Mahdi sind nicht bereit, klein beizugeben und rufen zu Freitagsdemonstrationen auf, »Fridays for Future«. Noch auf der letzten Seite des Romans, als die Bautrupps schon angegrückt sind, schwören sie den Bolzplatz nicht freizugeben.

Kaouther Adimi, die als Kind selbst in der Cité gelebt hat – und sich in der Geschichte auf ein reales Ereignis bezieht – spielt dem Leser die Bälle zu, dass es eine Freude ist. Die neuere algerische Geschichte wird quer durch die Generationen mit Leichtigkeit, Esprit und Humor durchdekliniert. Und manchmal auch prophetisch: Seit Februar 2019 geht die algerische Jugend tatsächlich freitags auf die Straße, da hatte Kaouther Adimi ihr Buch bereits geschrieben. Zukunftweisend ist wohl auch, dass die Frauen hier in aller Deutlichkeit ihre Stimme erheben, von Adida bis zur zwei Generationen jüngeren Ines, die natürlich auch auf dem Fußballplatz ihre Akzente setzt. Die Generation dazwischen, vor allem die Männer, hat Schwierigkeiten, die Bälle im Leben richtig zu platzieren. Sie ist etwas ins Abseits geraten. Aber die Jugend, so Kaouther Adimis lustvoll präsentierte Botschaft, schreitet mutig voran: fast schon ein Happy End. ||

RÜDIGER VON NASO

Kaouther Adimi: Dezemberkids
Aus dem Französischen von Regina Keil-Sagawe
Lenos Verlag, 2020 | 249 Seiten | 22 Euro



ZWIEBEL GEGEN SKLAVEREI

Am 16. Oktober 1859 greift John Brown, der sich selbst als Werkzeug Gottes betrachtet und sein Leben der Abschaffung der Sklaverei verschrieben hat, mit 18 Männern das Waffenarsenal der US-Armee in Harpers Ferry in Virginia an. Der Plan: Mit den Waffen soll ein Guerillakrieg gegen die Befürworter der Sklaverei begonnen werden. Doch der Plan scheitert. Soweit die historischen Fakten. In den Händen eines Autors wie James McBride wird aus solchen Fakten ein großer Roman, eine Pikareske, eine zu Recht mit Huck Finn verglichene, durch und durch amerikanische Geschichte.

Im Mittelpunkt steht der titelgebende Henry Shackleford, aus dessen Sicht die Ereignisse erzählt werden. Ein Junge und Sklave bleibt dieser Zehnjährige allerdings nur für wenige Seiten: Bald wird er von John Brown befreit, und da Brown ihn für ein Mädchen hält, wird aus Henry Henrietta, und die wiederum bekommt den Spitznamen Zwiebel. Mit Mädchenkleidern ausgestattet, stolpert die kleine Zwiebel alsdann auf eine irrwitzige Reise mit John Brown und seinen Gefolgsmännern – bis zu deren Ende in Harpers Ferry. McBrides Kunstgriff, mit Zwiebel eine fiktive, kindliche Figur einzuführen, erlaubt ihm nicht nur einen kreativen und freien Umgang mit historischen Gegebenheiten und Persönlichkeiten, sondern lässt dieses düstere Kapitel der amerikanischen Geschichte erstaunlich skurril und zum Auflachen komisch werden. Angesichts der rassistischen Polizeigewalt in den USA, die dieses Jahr mehr denn je in die Öffentlichkeit gedrungen ist, hat das hierzulande bereits 2016 erschienene Buch wieder an Aktualität gewonnen. Denn, wer den heutigen Rassismus verstehen will, sollte die Geschichte der Sklaverei und des Unabhängigkeitskriegs kennen. Keine Geschichtsstunde könnte sich dafür besser eignen als James McBrides Roman. ||

CHRISTIANE BERNHARDT

James McBride: Das verrückte Tagebuch des Henry Shackleford
Aus dem Amerikanischen von Werner Lösch-Lawrence | btb Verlag, 2016 | 464 Seiten
11,99 Euro | Sehenswert auch die im November erschienene Serienadaption des Buches von und mit Ethan Hawke: The Good Lord Bird, USA 2020, in Deutschland bei Sky.



ERST FALLEN BÄUME

Jeden Donnerstag treffen sich Amira, Sara, Alex, Ben und Matthias bei ihrem Lieblingsgriechen in Deisenhofen, um höchst engagiert über Politik, vor allem über die drohende Klimakatastrophe und die weltweite Umweltzerstörung zu diskutieren. Beim Rasonieren wollen sie es freilich nicht belassen. Es muss gehandelt werden. Aber wie? Matthias schreit als Erster zur Tat: Einen von ihm umgesägten Baum lässt er auf die Autobahn bei Nürnberg krachen, um die Autofahrer im so entstandenen Stau zum Nachdenken über die Folgen des von ihnen verursachten CO₂-Ausstoßes zu zwingen. Da capo am Irschenberg. Doch dabei bleibt es nicht: Nach den Bäumen fallen Schüsse. Zum Entsetzen der anderen in der Clique radikalisiert sich Alex. Auf verschiedenen Autobahnabschnitten schießt er mit dem Gewehr auf die Reifen der vorbeifahrenden Pkws und Lkws. Tote und Verletzte sind zu beklagen. Die Polizei rotiert, sucht krampfhaft nach den Tätern, die Bekennerschreiben hinterlassen.

Wie einen Film mit raffiniert ineinander verflochtenen Szenen lässt der Autor diesen Ökokrimi über eine zunächst eingeschlossene Clique von Umweltaktivisten ablaufen, deren Wege sich jedoch trennen, als Gewaltanwendung zum Ziel führen soll. Ungemein spannend beschreibt Schön Müller die Eskalation, taucht psychologisch tief in die unterschiedlichen Charaktere der fünf Protagonisten ein. Und er schildert mit herrlich ironischem Unterton die Anstrengungen der Polizei, der »Öko-Terroristen« habhaft zu werden, bis sich Alex, eingekesselt vom SEK, nach seiner letzten Auto-Abknall-Aktion im Windrad gegenüber der Allianz-Arena verschanzte und Matthias in der U-Haft in Stadelheim landet. Amira, Sara und Ben wollen ein neues Leben beginnen. Open end. Ein Buch, das ganz gewaltig unter die Haut geht. ||

HANNES S. MACHER

Max Schön Müller: Nicht mehr lange
Allitera Verlag, 2020 | 194 Seiten | 12,90 Euro

Anzeige

«Ich bin total verliebt in dieses Buch.»
Elke Heidenreich

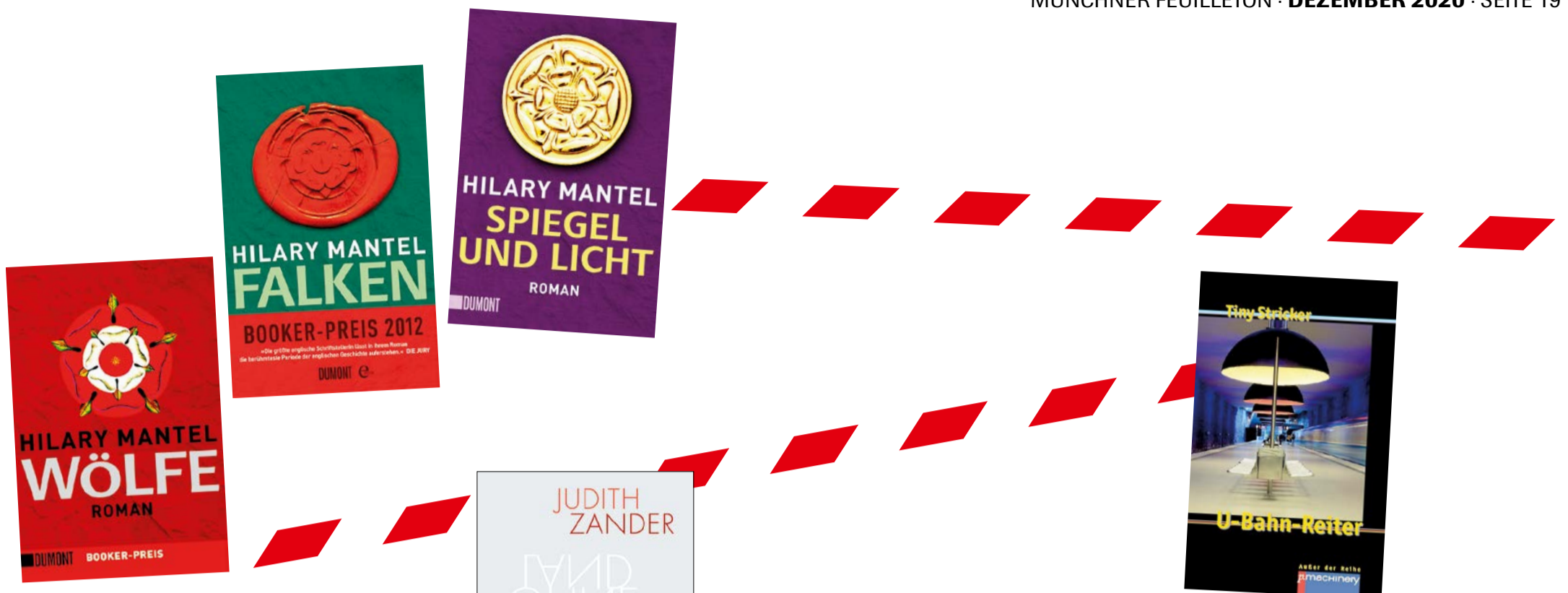
«Curtis hat mit *Cloris* eine einzigartige Protagonistin geschaffen, die unsentimental auf ein durchschnittliches amerikanisches Frauenleben blickt und dabei ist, sich radikal zu verändern.»
Meike Schnitzler, BRIGITTE

Aus dem Englischen von Cornelius Hartz
352 Seiten | Gebunden | € 24,- | ISBN 978-3-406-75535-4

«Pechschwarz grundiert, aber höchst fidel und spannend.»
Judith von Sternburg,
Frankfurter Rundschau

«Das Thema der Einwanderung wird in der Geschichte dieses Mannes krass lebendig ... Ein großes Buch. Ein Buch für unsere Zeit.»
Juan Gabriel Vásquez,
The New York Times Book Review

Aus dem Englischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann
286 Seiten | Gebunden | € 24,- | ISBN 978-3-406-75551-4



TÖTEN UND TÖTEN LASSEN

Ein schwergewichtiges Geschenk für historisch interessierte Leser, die vor fast 2300 Seiten nicht zurückschrecken. Noch nie konnte man so tief in die Zeit des englischen Königs Heinrich VIII. eintauchen wie in der glänzend recherchierten Trilogie der britischen Schriftstellerin Hilary Mantel. Der erste Band »Wölfe« erschien 2009, der zweite »Falken« 2012 (beide mit dem Booker Prize ausgezeichnet), 2020 der dritte »Spiegel und Licht«. Zusammen umspannen sie knapp 20 Jahre im Leben des Staatsmannes Thomas Cromwell bis zu seiner Hinrichtung 1540. Die Vorgeschichte: 1500 läuft der 15-jährige Thomas vor seinem gewalttätigen Vater fort und verdingt sich als Schiffsjunge. Dass er auf dem Kontinent Söldner wird, Sprachen, Geldgeschäfte und Tuchhandel erlernt, erfährt man später nach und nach. Zurück in England studiert er Jura und wird die rechte Hand von Kardinal Wolsey, dem mächtigen Lordkanzler. Nach Wolseys Sturz 1529 beginnt Cromwells Aufstieg zum engsten Vertrauten Heinrich VIII. Er wird Schatzkanzler, königlicher Sekretär, zweithöchster Richter, Lordsiegelbewahrer und Generalvikar. Dank dieser Ämterhäufung regiert er quasi Kirche und Staat, betreibt soziale und wirtschaftliche Reformen, modernisiert die Verwaltung und verwirklicht die Abspaltung Englands vom Papsttum.

Diese Biografie erzählt Hilary Mantel aus der Binnensicht Cromwells, sie schlüpft – streng in der dritten Person – in seine Gedanken und Erlebenswelt. Man muss sich daran gewöhnen, dass mit »er« immer Cromwell gemeint ist, auch die Wechsel zwischen Adelstitel und Familiennamen sind verwirrend. Doch der zunächst sperrige Stil entwickelt in inneren Monologen und Kammerspielszenen einen fesselnden Sog, dem man nicht entkommt. Mit ungeheurer Detailfülle entfalten sich der Alltag mit Seuchen, Reisebeschwerlichkeiten und Ketzerverfolgung, das höfische Leben mit Politintrigen, Machtkämpfen des Adels, Heirats- und Scheidungsdiplomatie. Der geadelte Aufsteiger Cromwell sieht sich als guten Menschen, Bemerkungen anderer über ihn lassen auf Skrupellosigkeit schließen. »Morden gehört nicht zu meinem Geschäft«, sagt er, aber Töten und Töten-Lassen kann er durchaus. Köpfe rollen leicht und oft, wie der von Thomas More und Anne Boleyn und am Ende auch sein eigener.

Ein meisterhaftes historisches Epos, ein Zeitbild von expressionistischer Farbigekeit und ein spannendes Psychogramm der Tudor-Gesellschaft und der Persönlichkeit Cromwells. ||

GABRIELLA LORENZ

HILARY MANTEL: WÖLFE

Aus dem Englischen von Christiane Trabant
767 Seiten | Taschenbuch 14 Euro

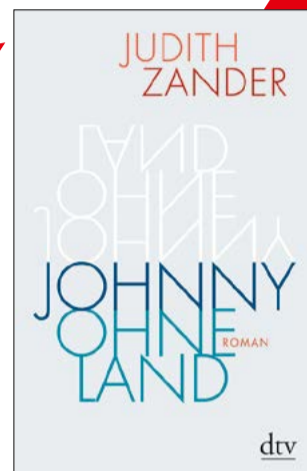
HILARY MANTEL: FALKEN

Aus dem Englischen von Werner Löcher-Lawrence | 480 Seiten | Taschenbuch 14 Euro

HILARY MANTEL: SPIEGEL UND LICHT

Aus dem Englischen von Werner Löcher-Lawrence | 1104 Seiten | 32 Euro (geb.)

Alle Bände bei DuMont erschienen



SCHWINDELERREGEND UNABHÄNGIG

Johnny nennt sie sich, diese junge widerständige Frau, die alle Rollenerwartungen zurückweist und sich auflehnt gegen jede Form der Kategorisierung. Den gängigen Geschlechterzuordnungen entzieht sie sich, empfindet sich weder als Mann noch als Frau. Mit großer Liebe zum Detail und in wunderbar ironischem Ton reflektiert sie über ihre Kindheit und Jugend in einem kleinbürgerlichen Milieu der 80er und 90er Jahre.

Es ist geradezu eine Offenbarung, wie die Sprachkünstlerin Judith Zander die schrecklichen Stationen auf dem nie endenden Weg zum Erwachsenwerden lebendig werden lässt – das Eingesperrtsein in sich selbst; das Grundgefühl, anders zu sein als alle anderen; die ständige Zerrissenheit zwischen dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit, wofür man sich anpassen müsste, und dem Bedürfnis, sich abheben zu wollen; das jugendliche Selbstmitleid und der Rückzug, wenn die Wirklichkeit mal wieder nicht mitspielt.

Der gesamte Roman ist nicht in der Ich-, sondern in der Du-Form geschrieben. Und ja, es ist zunächst anstrengend zu lesen, bis man sich eingefunden hat in den sprachlichen Sound dieses Buches und er einen davonträgt. Doch die Du-Form ist mehr als Klang und Rhythmus. Da ist ein Ich in Zwiesprache mit sich selbst. Der Roman strotzt nur so vor Sätzen, die man gern abrufbar hätte – mal wegen ihrer Klugheit, mal ihres Witzes und ihrer Treffsicherheit wegen. »... währenddessen fiel dir auf, dass du dir in diesem Moment nicht mal das Gesicht deiner Mutter vor Augen rufen konntest, bis auf die von ihr immer wieder in einer Art selbstmissgünstiger Resignation so genannten Krähenfüße um ihre weder ganz braunen noch ganz grünen Augen, ein Begriff aus dem gleichen schamlos-infamen Reservoir wie Besenreiser, Hühneraugen und Überbeine, bei deren Nennung in deiner Gegenwart dir stets ein Wart's-nur-ab mitzuklingen schien, ein Bedürfnis nach prospektiver Schadenfreude aus der Unmöglichkeit, sofort an jemandem oder etwas Rache dafür nehmen zu können, den gnadenlosen Blicken aller Welt auf weibliche Verfallserscheinungen zu unterliegen.« Die Du-Form gewährt der Protagonistin Distanz und schenkt ihr so den Raum für ihr eigenwilliges Sich-Einrichten im Dazwischen. »Du fühltest dich nicht einsam unter all diesen Sonntagsfamilien, du fühltest dich schwindelerregend unabhängig, ein Schwindel wie von märkalktem Wind um den kapuzenlosen Kopf.« Eine amüsante, eine befreiende Lektüre. ||

GISELA FICHTL

JUDITH ZANDER: JOHNNY OHNELAND
dtv, 2020 | 528 Seiten | 25 Euro

SYMPHONIE EINER GROSSSTADT

Gesten, Blicke, Satzketzen, Dresscodes, Gesichter, Stimmungen – niemals war U-Bahn-Fahren so aufregend wie bei Tiny Stricker. Das Herumschlendern in der Hirschau oder am Nymphenburger Kanal, das Kneipen- und Kinogehen auch nicht. Hat die Station Giselastraße etwas von einem versunkenen Schiff oder einem verborgenen Tempel am Strand bei Korinth? Ist der Eichendorffplatz wirklich nur langweilig? Kann die verblichene Kopie einer Besprechung im Restaurantfenster zu Tränen rühren? München mit anderen, an der Antike und der Klassik geschulten Augen. Besonders aufmerksam registriert Tiny Stricker interkulturelle Begegnungen: »Vermutlich spricht sie noch wenig Deutsch, denke ich, verlässt sich auf die Sprache der Blicke,

die ihr aus ihrem Kulturkreis heraus gut vertraut ist ...«. Auch Reisen mit der Freundin stehen an, Weimar, Sarajevo und Split, die Chiemgauer Alpen. Der Autor wertet nicht, er schreibt auf, was er sieht. Phänomenologisches Erzählen mit Sinn für Rhythmus und Klang. Verdichtete Prosa mit lyrisch anmutenden Passagen, Präzision und Seele. Wer Tiny Stricker aus anderen Büchern kennt – hier lernt er ihn neu kennen. ||

KLAUS HÜBNER

TINY STRICKER: U-BAHN-REITER

Werkausgabe Bd. 11 | verlag p.machinery,
Winnert, 2020 | 192 Seiten | 21,90 Euro

Anzeige

NOMOS
GLASHÜTTE



z. B. Ludwig 33
Duo emailleweiß
Referenz 242
1.033 EUR
reduzierter Preis
bis 31.12.2020 dank
Mehrwertsteuer-
senkung



Ludwig emailleweiß. Nicht nur zum Verschenken: NOMOS Ludwig – 175 Jahre Glashütter Uhrmachertradition übersetzt ins Heute. Römische Ziffern auf glänzend emailleweißem Grund in einem klassischen Gehäuse aus Edelstahl. Ab sofort im besten Fachhandel, etwa hier in München bei Bauer, Bucherer, Christ, Fridrich, Hieber, Hilscher, Kiefer, Möller, Rüschenbeck und Wempe sowie hier: nomos-glashuette.com



HINTERSINNIG

Man nannte sie »Skandalgräfin«: Fanny Liane Wilhelmine Sophie Auguste Adrienne Gräfin zu Reventlow. Ihr unabhängiges Leben als Schwabinger Bohémienne und alleinerziehende Mutter stellte in den letzten Jahren mit unschöner Regelmäßigkeit die Schriftstellerin Reventlow in den Hintergrund. Nun gilt es, sie endlich wieder zu lesen beziehungsweise zu hören. Und zwar jenseits ihres bekanntesten Romans »Herrn Dames Aufzeichnungen oder Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil«.

Der kleine Regensburger LohrBär Verlag hat dankenswerterweise elf fein- und hinter-sinnige Erzählungen und Dramolette u. a. von Eva Sixt, Bettina Schönenberg und Christin Alexandrow einlesen lassen. Benedikt Dreher sorgt mit dem Fagott für die passenden musikalischen Zwischenrufe. Gerade wurde die Produktion als einer von zehn Titeln mit der Auszeichnung »Bayerns Beste Independent Bücher« prämiert. Da zieht einen die rätselhafte Geschichte »Der Herr Fischötter« in Bann, in der das Element Wasser eine un-

heilvolle Rolle spielt. Da erzählt »Wir Spione« von den zwischenmenschlichen Spannungen all jener Freigeister, die auf dem Monte Verità Zuflucht suchen. Die »internationale Basis« bröckelt mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, man unterstellt »spionistische Zwecke«. Und in der satirischen Künstlergeschichte »Christus« versucht die Erzählerin dem bei Kunstmalern sehr beliebten Christus-Modell Friedrich »Fritze« Wilhelm Köpke aus Berlin Pikantes aus der Kunstszene zu entlocken. Vergebens: Der Christus-Kopf – »eine Mark für Kreuzigen« – gibt sich zugeknöpft. ||

FLORIAN WELLE

FRANZISKA ZU REVENTLOW: DAS LOGIERHAUS ZUR SCHWANKENDEN WELTKUGEL

Mit Eva Sixt, Bettina Schönenberg u. a. LohrBär Verlag, 2020 | mp3-CD/USB-Stick, 250 Min. | 19,90 Euro

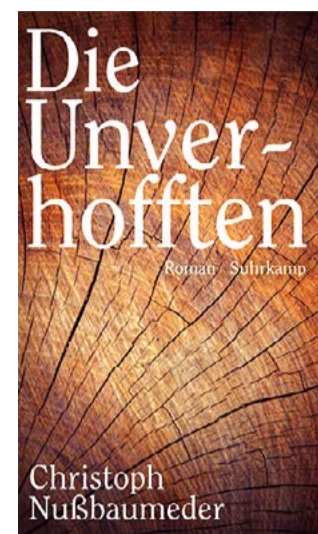
BAYERISCHE FAMILIENBANDE

»Die Unverhofften« erzählt die Geschichte eines bayerischen Familienclans über 120 Jahre hinweg, von 1899 bis 2019. Die Romanhandlung beginnt in der damals noch recht armseligen Glashütten- und Holzbauernwelt von Bayerisch Eisenstein, spielt größtenteils in Südbayern, oft mitten in München, führt hinauf in die Höhen des christsozial abgesicherten Immobilien-Topmanagements des 21. Jahrhunderts und kommt doch immer wieder zurück in die schönherben Wälder rund um Arber und Rachel. Ein stattlicher Familien- und Gesellschaftsroman in Cinemascope. Gerade die in Bayern aufgewachsene Leserschaft wird sich in den »Unverhofften« bald zu Hause fühlen. Der 1978 in Eggenfelden geborene Berliner Christoph Nußbaumer erzählt packend und süffig, und so folgt man seiner geschickt zwischen ruhigem Erzählfluss und oft heftigen Gesprächspartien changierenden Geschichte gern. Leider sprechen die Figuren nicht immer so, wie es angebracht wäre – »Kein Problem!«, sagte anno 1900 kein Mensch –, auch andere Fehler gibt es leider. Dennoch ein beeindruckendes Prosawerk. ||

KLAUS HÜBNER

CHRISTOPH NUSSBAUMER: DIE UNVERHOFFTEN

Suhrkamp Verlag, 2020 | 671 Seiten | 25 Euro



SUCHBEWEGUNG

»die dinge stehen sichtbar, weil es nie so kalt wird, dass man sie wegräumen muss. ich habe das nicht gewusst.« In Chéngdū, der Hauptstadt der Provinz Sichuan in Südwestchina mit ihrem subtropisch milden Klima. Mit solchem Wahrnehmen aus dem Nichtwissen über das unverstandene Land China lädt die Sprecherin ein, teilzunehmen an dieser Suchbewegung hin zu seinen Menschen, seiner Geschichte und Politik, seiner Sprache, »die sich mit 85.568 schriftzeichen schreibt und mit 400 silben spricht, in der sich die dinge also permanent reimen und in der jedes dritte gesprochene wort dasselbe wäre, wenn man ihm nicht wenigstens eine zweite silbe spendieren würde, eine sprache, die eigentlich zwei sprachen, eine zum schreiben, eine zum sprechen, und beide sind sehr unpraktisch und sehr sehr schön«. Es ist ein poetisches, unstillbares Sammeln, das Lea Schneiders Buch »made in china« durchzieht: »also: alles sammeln, weil alles.« Sechs Kapitel zu sechs Metropolen, die die Autorin, Übersetzerin, Essayistin und Kritikerin besucht hat: Nánjing, »die südlichere hauptstadt, die hauptstadt, die keine mehr ist«, die Megametropole Shàng-hai, Hongkong in einem Sommer der Liebe, Táibēi, die Hauptstadt von Taiwan, Chéngdū und zuletzt die nördliche Hauptstadt Běijīng.

Das vielfach ausgezeichnete Verlagshaus Berlin widmet sich dezidiert der Lyrik und Illustration und hatte schon 2016 Lea Schneiders Anthologie »CHINABOX. Neue Lyrik aus der Volksrepublik« herausgebracht. Das von der Buchkünstlerin Ymeng Wu illustrierte und gestaltete Poème en prose ist zugleich ein Reisebericht und ein Langgedicht, ein Tagebuch, das Städte porträtiert, aus chinesischer Dichtung und Wissenschaft zitiert und Gespräche notiert, ein Selbstgespräch über das Übersetzen und Schreiben. Ein schmales Bändchen, in dem man sich viele Sätze anstreichen möchte, um sie einmal wiederzufinden. Und um Schneiders Programmatik zu folgen: »also alles sammeln, weil alles genannt werden soll, als wütende behutsamkeit, als geste des respekts, als exakte würdigung des lernens, das geschehen kann, als detaillierte liebeserklärung, die angst hat und übt.« ||

THOMAS BETZ

NACKERT NACHTS IM TEGERNSEE

Zugegeben, ein weltberühmtes Ungeheuer wie »Nessie« hat Bayern nicht zu bieten. Wer aber nun denkt, in den hiesigen Gewässern würde es ungeheuer staad zugehen, der sieht sich nach der Lektüre von »Wassersagen aus Bayern« eines Besseren belehrt. Im Walchensee tummelt sich ein abscheulicher Drache, in der Aschauer Klamm lauert der Tatzelwurm mit seinem krokodilähnlichen Maul, und am Chiemsee treibt die runzelige Wetterhexe ihr Unwesen. Karl-Heinz Hummel, ausgezeichnet mit dem Ernst-Hoferichter-Preis, hat die aquadämonischen Sagen mit viel Liebe zusammengestellt. Wie er zuvor schon bayerische Wirtshaus- und Raunachtsagen gesammelt hat. Bei den Wassersagen war er allerdings nicht alleine. Eine ganz besondere »Muse« stand ihm bei: das Rockadirl. Die rothaarige Wasserfrau mit dem großen Herzen am rechten Fleck flüsterte »dem Schreiberling« mit »ihrer heiseren, tiefen und warm tönenden Stimme« in einer romantischen Sternschnuppennacht am Lagerfeuer Sage um Sage ins Ohr. Wer sich nun vielleicht fragt, wo man diesem geheimnisvollen Wesen begegnen kann, dem sei das »Lied vom Rockadirl« nahegelegt. Dort heißt es: »'s Rockadirl, so weiß wie Schnee / Schwimmt nackert nachts im Tegernsee.« ||

FLORIAN WELLE

KARL-HEINZ HUMMEL: WASSERSAGEN AUS BAYERN

Allitera Verlag, 2019 | 142 Seiten | 16,90 Euro

LEA SCHNEIDER: MADE IN CHINA

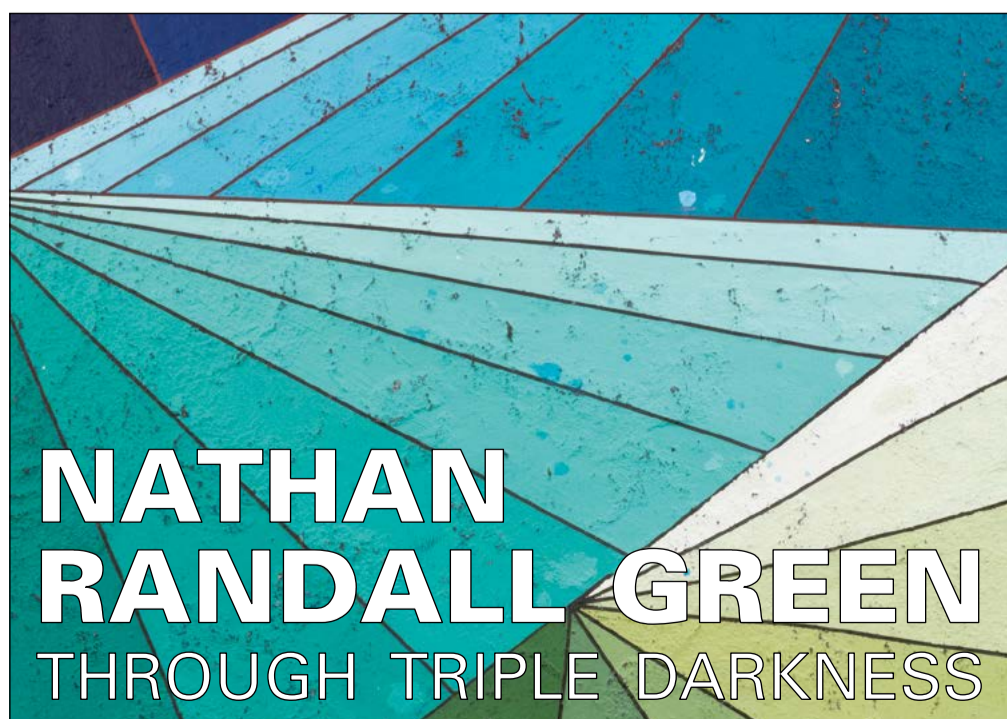
Gedichte. Illustrationen von Ymeng Wu | Verlagshaus Berlin, 2020 | 108 Seiten | 17,90 Euro

Anzeige

walter storms galerie

Schellingstraße 48 | 80799 München

26.11.2020 — 13.02.2021



ALLES ÜBER SUSAN

Mit gerade einmal 31 Jahren wurde Susan Sontag über Nacht zu der New Yorker Intellektuellen schlechthin. In ihrem 1964 erschienenen Essay »Anmerkungen zu ›Camp‹« erklärte sie auf nur wenigen Seiten die Hochkultur für obsolet. Stattdessen sei das Zeitalter von Glamour, Kitsch und Glitter angebrochen. Camp, das war Andy Warhol, die Kultur der Homosexuellen und Transvestiten, die Feier von Oberfläche und Popkultur. Der Text, so brillant er in seinem seismografischen Gespür für den Nerv der Zeit auch war, stellt genau besehen einen Widerspruch in sich dar. Er erschien zunächst in der »Partisan Review«, dem elitären Hausorgan der New Yorker Hochkultur schlechthin. Auch die Autorin selbst war alles andere als oberflächlich. Sontag war so umfassend gebildet, dass man ihr den Spitznamen »The Librarian« gegeben hatte.

Es ist beileibe nicht die einzige Widersprüchlichkeit, auf die der Leser der zwar zielgeschweren, jedoch flüssig geschriebenen Biografie »Sontag« von ihrem Verfasser Benjamin Moser aufmerksam gemacht wird. Sie, die für die Arbeit brannte, hielt sich nicht nur mit Unmengen Kaffee und Zigaretten wach, sondern nahm auch jahrzehntelang Speed, um nicht schlafen zu müssen. Während sie sich darüber ausschwig, kritisierte sie Sartres Amphetaminkonsum. Sontag war eine in sich zerrissene Person, im persönlichen Umgang häufig unsensibel und schwierig. Folgt man ihren Tagebüchern, dann schwankte sie in ihrer Selbstwahrnehmung zeitlebens zwischen »Ich taue nichts« und »Ich bin großartig«.



Moser ist in seinem akribisch recherchierten Buch, für das er den Pulitzer-Preis erhielt, darum bemüht, die 2004 gestorbene Schriftstellerin, Essayistin, Kritikerin und Regisseurin in all ihren positiven wie negativen Facetten zu zeigen. Ihr also in einem umfassenden Sinne gerecht zu werden. In Anlehnung an den von ihr geschätzten Hollywoodklassiker »All about Eve« hätte die Biografie genauso gut »All about Susan« heißen können. Sie ist über weite Strecken ebenso erhellend wie andererseits nicht frei von Voyeurismus. Auf

so manches Detail hätte man auch verzichten können. Dass Sontag etwa nicht gerne badete und sich die Haare wusch, ergibt als Information überhaupt nur ein Surplus im Kontext von Mosers Ausgangsthesen.

Es sind zwei, die das Buch wie ein Leitfaden durchziehen. Eine bezieht sich auf Sontags Verhältnis zu ihrem Körper. So nennt sie »die qualvolle Dichotomie von Körper und Geist« als ihr »größtes Unglück«. Abgesehen von der Tatsache, dass sie in eine Zeit geboren wurde, die Homosexualität als widernatürlich ansah und unter Strafe stellte, wird für Moser vor diesem »Unglück« verständlich, warum Sontag sich immer schwertat, sich zu ihren homosexuellen Liebesbeziehungen zu bekennen. Gesellschaftlich bedingte Schuldgefühle von Jugend an sind das eine, weshalb sie mit nur 17 Jahren den Soziologen Philip Rieff heiratete – er wird später das Buch »Freud: The Mind of the Moralizer« unter seinem Namen veröffentlichen, obwohl die wahre Autorin Sontag war.

Das andere ist die Einsicht, dass ihr Schreiben ex negativo in der Verleugnung des Körpers begründet liegt. »Mein Wunsch zu schreiben«, notiert sie ein Jahr nach ihrer Scheidung 1959, »hängt mit meiner Homosexualität zusammen. Ich brauche diese Identität als Waffe, als Gegenstück zu der Waffe, die die Gesellschaft gegen mich einsetzt. Es rechtfertigt meine Homosexualität nicht, aber es würde mir – glaube ich – eine gewisse Berechtigung verschaffen ...« Die zweite These Mosers ist psychoanalytischer Natur. Sontags Vater starb, als sie fünf Jahre alt war, und die Beziehung zu ihrer Mutter gestaltete sich

komplex. Mildred war alkoholkrank, kalt, kaum präsent. Moser zufolge wiederholte die zielstrebige Susan dieses Muster unter anderem, indem sie 1957 Rieff und den 1952 geborenen Sohn David verließ, um nach Europa zu gehen.

Ganz klassisch zeichnet Moser Sontags bewegtes Leben chronologisch nach, als Psychogramm einer intellektuellen Ikone. Dabei verzahnt er die Beschreibung ihres Lebens mit der Interpretation des Werks. Dazu gehören Romane wie »Der Wohltäter« und »In Amerika« genauso wie die Essays »Über Fotografie«, »Krankheit als Metapher« und »Das Leiden anderer betrachten«. Dabei zeigt er, wie Sontags Denken zunächst nur um ästhetische Phänomene kreist, ehe politisches Engagement immer größeren Raum einnimmt. Er räumt auch mit Klischees auf. Etwa dem, die Romane seien grundsätzlich schlecht, die Essays hingegen stets gelungen: »Sontag schrieb einige ausgezeichnete fiktionale Texte und einige grotten schlechte Essays.«

Das größte Verdienst der Biografie dürfte es jedoch sein, dass man nach ihrer Lektüre sofort zu den Originalschriften greifen möchte. Die Frage etwa, wie Krankheit und Tod zu betrachten sind, stellt sich heute dringender denn je. ||

FLORIAN WELLE

BENJAMIN MOSER:
SONTAG. DIE BIOGRAFIE

Aus dem Englischen von Hainer Kober
Penguin Verlag, 2020 | 924 Seiten | 40 Euro

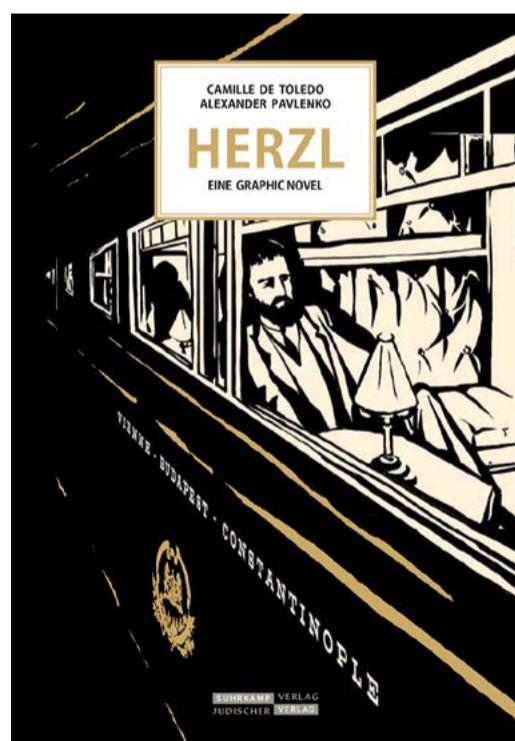
OHNE ZUGEHÖRIGKEIT

Diese Geschichte beginnt mit dem Suizid des Protagonisten. Was wir in der Graphic Novel »Herzl« sehen und lesen, ist also die Erzählung eines Gespenstes. Als ein solches sieht Ilya Brodsky, der fiktive Ich-Erzähler sich selbst, als einen »Verdammten« der Historie, wie er in der Einleitung, datiert auf das Jahr 1932, aus dem Londoner Exil heraus schreibt.

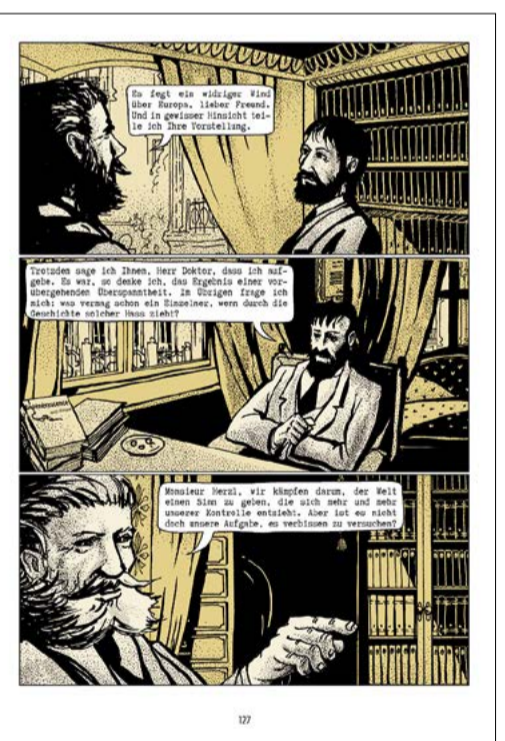
Seine Kindheit verbrachte der Frühverwaiste gemeinsam mit seiner Schwester Olga in einem russischen Shtetl im sogenannten »Ansiedlungsrayon«, jenem Territorium, das von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reichte und in dem Katharina die Große veranlasst hatte, die Juden des Landes zusammenzupferchen. Auf die Ermordung von Zar Alexander II. folgten verstärkt Pogrome. Ein solches lässt auch den Protagonisten gemeinsam mit seiner großen Schwester fliehen. Zunächst auf Umwegen nach Wien, später nach London. In der Habsburgermetropole hat der stumme Junge Ilya gleich zwei Schicksalsbegegnungen. Zum einen mit dem Medium der Fotografie, durch das sich der jugendliche Verstumme Ausdruck verschafft, zum anderen mit der Bürgerfamilie Herzl, deren Sohn Theodor als gedanklicher Schöpfer des modernen jüdischen Staates in die Geschichtsbücher eingehen wird. Im Fotostudio seines Ausbilders trifft er zunächst den jungen Professor Freud, eines Tages erscheinen die Herzls, Mutter und Vater und Sohn Theodor, genannt »Dori«, gemeinsam. Aus der kurzen Begegnung wird für Ilya eine lebenslange Obsession.

Seine spätere Existenz in London kreist im Rückgriff der Erinnerung um die Frage nach der Möglichkeit jüdischen Lebens. Der Protagonist verschreibt sich der Aufgabe, »gegen Herzl zu denken«, denn die Zukunft der Juden in Europa kann für ihn nicht allein im Bestreben nach einem eigenen Staat bestehen, so wie ihn Theodor Herzl in seiner Schrift »Der Judenstaat« formuliert.

Geht es nach dem Erzähler, eint die beiden ein Schmerz, der Herzl in die Idee eines eigenen Staates fliehen lässt und den Protagonisten



ten selbst in eine große illusionslose Leere, »einen Ausweg aus diesem Leben ohne Zugehörigkeit«. Von Herzls Traum hält der im Erwachsenenalter zum Intellektuellen gewordene Ilya Brodsky wenig, Herzls kollektivistische Utopie verwirft er mit Verve zugunsten eines harten schicksalsunterworfenen Individualismus. Man kommt als Lesender an der Stelle nicht umhin zu bemerken, dass hinter Brodskys leidenschaftlichem Vorwurf an Herzl mit seiner Schrift vom »Judenstaat« und seinem zionistischen Projekt lediglich eine Kopfgeneration geschaffen zu haben, auch die Perspektiven des Autoren- und Illustriertenduos Camille de Toledo und Alexander Pavlenko stehen. Theodor Herzl erscheint in ihrer Graphic Novel durchgehend als gescheiterter Bühnenautor und Luftmensch, sein zionistisches



© Camille de Toledo, Alexander Pavlenko / Jüdischer Verlag

Begehren als eine Verlängerung seiner frühen künstlerischen – gescheiterten – Höhenflüge. Leider bringen sie ihre Erzählung dabei um eine weitreichendere Anschauung, etwa die von Theodor Herzls juristischem wie politischem Geschick, an dessen Weiterführung durch die zionistischen Erben seines Projekts die israelische Staatsgründung im Jahr 1948 stehen wird.

Überaus einnehmend dagegen gelingt dem Künstlerduo die visuelle Darbietung ihrer Arbeit. In rasanter Bildfolge drängen die sepiafarbenen, in der Anmutung von Linolschnitten gehaltenen Sequenzen die Rezipierenden in die Handlung hinein. Die geschickte Montage der Illustration lässt die verschiedenen Erzählebenen nicht nur aufeinander folgen, sondern ihre Einzelbilder aufeinander reagie-

ren. So offenbart sich in »Herzl: Eine Graphic Novel« ein ganz eigenes Bild versteckter Wirkungen. Es entstehen Linien zwischen den erzählten Zeiten, die Camille de Toledo und Alexander Pavlenko am Ende durch einen großen Regen erneut zum Verschwinden bringen, mit ihnen der ewige Heimatlose Exilant Ilya Brodsky. ||

CHRIS SCHINKE

CAMILLE DE TOLEDO UND ALEXANDER
PAVLENKO: HERZL. EINE EUROPÄISCHE
GESCHICHTE. GRAPHIC NOVEL

Übersetzt von Eva-Maria Thimme | Jüdischer
Verlag im Suhrkamp Verlag, 2020 | 352 Seiten
25 Euro



der im Land Gebliebenen befragt. Herausgekommen ist ein kluges, spannend erzähltes Buch, in dem es nicht ums Anklagen bzw. Entschuldigen geht, sondern um das Verstehen einer deutschen Epoche und ihrer intellektuellen Protagonisten. Vor allem geht es um jene, die zu lange warteten und dann später mit ihren Schuldgefühlen, den Selbstanklagen und Vorwürfen nicht fertig wurden.

Heute, aus der Distanz von 80 Jahren, glauben wir den Überblick zu haben, wir urteilen, bewerten und fühlen uns auf der sicheren, richtigen Seite. Regnier tappt nicht in diese Falle. Detailgenau und empathisch beschäftigt er sich mit den Ängsten, dem Versteckspiel, den geglückten oder missglückten Ausreden und Lügen derer, die Schuld auf sich luden, weil sie kooperierten, weil sie nicht Widerstand leisteten und blieben. Der Autor tut dies mit menschlichem Blick, im Wissen, dass man hinterher immer klüger ist. ||

FRANZISKA SPERR

ANATOL REGNIER: JEDER SCHREIBT FÜR SICH ALLEIN. SCHRIFTSTELLER IM NATIONALSOZIALISMUS

Beck Verlag, 2020 | 366 Seiten | 26 Euro

HOFFNUNG

Sie war eine feministische Ikone, eine Gallionsfigur der amerikanischen Linken: Ruth Bader Ginsburg, die diesen September verstorbene Supreme-Court-Richterin aus den USA. Nun ist im btb Verlag ein Buch erschienen, das 300 Statements der »Superfrau mit Richterhammer« (»Die Zeit«) enthält. Da sind Auszüge aus Stellungnahmen vor Gericht,



Reden und Artikeln von Bader-Ginsburg, die zeigen, welche Werte sie vertrat und die ahnen lassen, wie viel sie für die amerikanische Demokratie und die Gleichstellung der Frau erwirkt hat. Und dann sind da auch noch Bonmots, die einen schmunzeln lassen, die Einblicke in ihr Leben geben und höchst inspirierend sind. Und so ist auch das Leben der Ruth Bader Ginsburg vor allem eins: ungemein inspirierend. Das man sich trotz Hindernissen nicht aufhalten lassen muss und es möglich ist, für eine bessere, eine gerechtere Welt zu kämpfen, das ist die Botschaft, die Ruth Bader Ginsburg und die 300 Statements hinterlassen. Eine Botschaft, die Hoffnung gibt – etwas, das sich wohl jeder für das Jahr 2021 wünscht. ||

CHRISTIANE BERNHARDT

HELENA HUNT (HG.): RUTH BADER-GINSBURG. 300 STATEMENTS DER BERÜHMTEN SUPREME-COURT-RICHTERIN

Aus dem Amerikanischen von Stefanie Retterbush | btb Verlag, 2020 | 255 Seiten | 10 Euro



DAS HEILE IM KAPUTTEN

So richtig böse wird Ursula Poznanski nicht. Sie ist eine brillante Dystopikerin, aber auch eine humanistische, und so finden sich in den fiesesten aller Welten Gegenspieler und Gegenspielerinnen der Skrupellosen, die die Konsequenz der Gemeinheit abfedern. »Cryptos« stellt auf der einen Seite eine klimageschädigte nahe Zukunft vor, die die meisten Menschen als Spielcharaktere in multiplen virtuellen Ersatz-

wirklichkeiten ausblenden. Als das Gleichgewicht der sedierenden Cyberidyllen gestört wird, setzt sich eine zwischen echt und künstlich changierende Parallelhandlung in Gang, in der eine Programmiererin mit Ungehörigem verschiedener Herkunft konfrontiert wird. Details des Settings sind von »Matrix« und »Panem« bis »Ready Player One« längst Topoi des Genres. Spannend ist der Plot aber trotzdem. Denn Poznanskis Spaß am Imaginieren des Gamerkosmos und vor allem ihre gebrochen empathischen Hauptfiguren laden zum Sympathisieren ein. Es gibt eine heile Welt in der kaputten. Wenn das keine Festtagsbotschaft ist! ||

RALF DOMBROWSKI

URSULA POZNANSKI: CRYPTOS

Loewe, 2020 | 444 Seiten | 19,95 Euro

Anzeigen



Tanztheater für Kinder und Jugendliche von 8-12 Jahren
#ichwardasnicht!

Schulbuchungen und Termine konform mit Coronaregeln in
2021 unter sabinekarb.de und unter +49 176 6665 1655

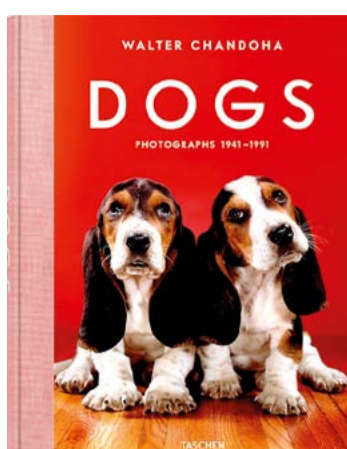
Wir sind umgezogen !



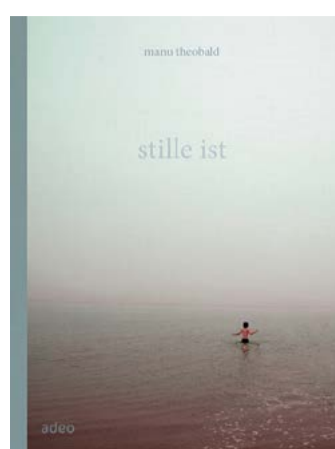
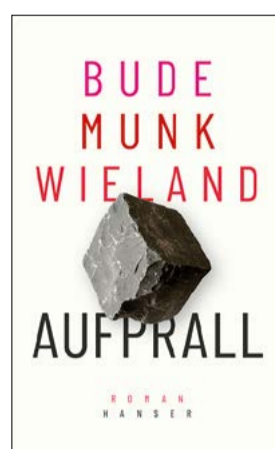
Ring in 750/- Gold

Langes & Ufer

im Ruffinihaus
Rosental 1 München Tel. 229099
www.langes-ufer.de



Cover image: Bassett hounds, New Jersey, 1964 | © Estate of Walter Chandoha



HUNDEBLICKE

Schau, wie ich schau. Hundertfach schauen sie einen an, die kleinen und großen, die schönen und hässlichen, die flauschigen und glatten Hunde. Ihre Augen blicken fragend und frech, erstaunt und schuld bewusst, skeptisch und begeistert. Und die Bassets schauen einfach am schönsten. Herrschaftlich und ein wenig herablassend, als seien sie die Könige der Welt. Als Welpen scheinen sie zu fragen: Bin ich nicht süß? Und ja, die Hundeliebhaberin bricht innerlich in Entzückensschreie aus, nimmt sie den prächtigen Bildband mit Walter Chandohas Hundefotos zur Hand. Doch was heißt hier Fotos. Ausgefeilte Porträts von Hunden, im Studio, in Bewegung, in der Natur, mit den Kindern des Fotografen und manchmal auch mit Katzen. Denn eigentlich galt der 2019 mit 98 Jahren verstorbene Fotograf Chandoha als »Master of Miau« (»Cats«, ebenfalls bei Taschen). Doch dieser Band macht klar. Der »größte Haustierfotograf der Welt« war auch ein Master of Wau. Glanz und Elend eines Chihuahua-Lebens liegen hier nur ein paar Seiten voneinander entfernt. Ein Boxer in Kampfpose blickt einen traurig an. Auf Hundeschauen fotografierte Chandoha absurde Begegnungen wie die eines Schnauzers mit einer Fuchsstola. Seine Fotografien zeigen auch symbiotische Verbindungen zwischen Kindern und Hunden.

Chandoha lernte sein Handwerk zu einer Zeit, als es noch keine Fotografieschulen gab, in Camera Clubs. Im Zweiten Weltkrieg wurde er als Truppenfotograf in den Südpazifik geschickt. Danach fotografierte er New Yorker Straßenszenen, hauptsächlich aber Pflanzen und Haustiere, die oft zu Zeitungstiteln wurden. Seine Töchter vermuten, dass die Tierfotografie das Trauma des Krieges heilte. Vielleicht sind Chandohas Hundefotos deswegen nicht nur niedlich oder komisch, sondern manchmal auch traurig. ||

CHRISTIANE WECHSELBERGER

WALTER CHANDOHA:

DOGS. PHOTOGRAPHS 1941-1991

Mit einer Einführung von Jean Dykstra
Englisch, Deutsch, Französisch | Taschen, 2020
296 Seiten | 40 Euro

ZWISCHEN DEN STÜHLEN

»Legal, illegal, scheißegal galt ab jetzt in allen Lebenslagen. Für einen Moment war das ein Gefühl, als ob wir alle ineinander verliebt seien.« Dieser Satz bündelt eigentlich schon alles, was das Lebensgefühl ausmacht, von dem die Kreuzberger Hausbesetzerclique um den Philosophiestudenten Thomas und die Künstlerin Luise überschwemmt wird. Von der naiven, hochotherisierten Intensität Zwanzigjähriger, die die Welt verändern wollen und an den zutiefst verinnerlichten Machtstrukturen zerschellen, erzählt das Autorentrio mit faszinierender Klarsicht aus heutiger Perspektive.

Die Idee, die abweichenden Erinnerungen an einen gemeinsamen Lebensabschnitt als Roman verkleidet zu dritt festzuschreiben zu wollen, erscheint zunächst tollkühn, funktioniert aber. Während sie sich vor 40 Jahren ihre Erkenntnisse um die Ohren hauten, können sie heute offensichtlich abweichende Perspektiven, Wahrnehmungen und Interpretationen gelten lassen. Nüchtern erinnern sich die drei daran, wie es für sie war, damals in den Achtzigern auf der Insel Berlin: das Leben als Gesamtkunstwerk, den Kleingeist immer im Gepäck. Es ging um Demokratie-Fingerübungen, im Plenum ebenso wie beim Sex. Ein paar Wortgewaltige spielten die Meinungsbildner, aber die Mehrheit hatte überhaupt keinen Plan: »Was blieb, war ein großes Palaver, das keiner mehr ernst nahm.« Ein nicht ganz unsentimentales »The Way we were« klingt durch die Berichterstattung, überlagert vom Punk, vom Folk und vom New Wave der langen Nächte, in denen Wut und Hoffnung, Arroganz und Zärtlichkeit so nah beieinanderlagen. Bude-Munk-Wieland machen klar, wie sehr sich die sehnsüchtigen 20-Jährigen aller Generationen ähneln, und wie sich ein gemeinsames Lebensgefühl auch wieder verflüchtigt. Aber wohl kaum eine Generation hat ihr Leben mehr zwischen den Stühlen verbracht als die heute 60-Somethings. »Wir hielten es mit Janis Joplin: Freiheit heißt, nichts zu verlieren zu haben.« ||

CHRISTIANE PFAU

HEINZ BUDE, BETTINA MUNK, KARIN WIELAND: AUFPRALL

Hanser, 2020 | 384 Seiten | 24 Euro

STILLE ALS ENERGIE

Wie leise es in unseren Straßen geworden ist! Viele Menschen erleben diese verordnete Ruhe als beunruhigend, unheimlich, manche als stumme Bedrohung. Dabei kann man sich der Stille auch ganz anders nähern.

Die Münchner Fotografin Manu Theobald hat vier Jahre lang an diesem Buch gearbeitet, das dem Phänomen der Lautlosigkeit gewidmet ist. Theobald fragt: Was ist Stille? Wie sieht Stille aus? Auf schön gestalteten 220 Seiten lässt sie 26 Menschen zu Wort kommen, die die Stille auf sehr unterschiedliche Weise wahrnehmen. Die Protokolle ebenso wie die Porträts sind konzentriert, unpräzise, dabei anregend und auf angenehm zurückhaltende Weise Motor, der eigenen Stille hinterherzuhorchen: Der Astronaut Ulrich Walter hat die Stille des Universums bei einer Geschwindigkeit von 28.000 Stundenkilometern erlebt. Herbert Nitsch, Weltmeister im Freitauchen, erlebt Stille, Schwerelosigkeit und Freiheit als Dreiklang. Die Pflanzenforscherin Monica Gagliano hat bei einer Forschungsstudie mit Erbsen festgestellt, dass dieses Gemüse eine Art Gehör hat, das Stille und Geräusch unterscheidet. Martin Bienert, Senner und Fotograf, beschreibt Stille als Energie: »Sie füllt alle Gläser voll, die man sich vorher leer trinken lassen hat.« Der Architekt Peter Zumthor entwirft Räume, die Stille in sich tragen. Und der begehrte Akustiker Yasuhisa Toyota sagt: »Die Qualität eines jeden Tons ist nur so schön wie die Stille, die ihn umgibt.« ||

CHRISTIANE PFAU

MANU THEOBALD: STILLE IST

adeo Verlag, 2020 | 224 Seiten | 20 Euro

100 BESTE BÜCHER

Wenn einst unsere Lieblingsband ein »Best-of« herausgab, war die Enttäuschung meist groß: aufgewärmte alte Songs, lieblos zusammengeschustert, um schnell Kasse zu machen. Bei der Auswahl der 100 besten deutschsprachigen Bücher durch die MF-Autoren Tina Rausch und Ulrich Kirstein ist das anders. Sie präsentieren einen variantenreichen Strauß von Grimmelshausen bis zu Gegenwartsautoren wie Arno Geiger, Mariana Leky oder Feridun Zaimoglu. Ihr »Best-of« ist nicht chronologisch aneinandergereiht, sondern thematisch sortiert in Kapiteln wie »Humor und Melancholie«, »Liebe und Schmerz«, »Gesellschaft und Familie«, »Krieg und Frieden« sowie »Abenteuer und Spannung« – zehn Kapitel für je zehn literarische Standardwerke. Abgerundet wird das informative Kompendium des Autorenduos von »Allgemeinbildung deutsche Literatur für Dummies« (2018) mit dem reihentypischen Top-Ten-Teil. Dort werden auch zehn Kinder- und Jugendbücher vorgestellt, deren (Wieder-)Lektüre lohnt! ||

GISELA FICHTL

ULRICH KIRSTEIN, TINA RAUSCH: ALLGEMEINBILDUNG: DIE 100 BESTEN BÜCHER DER DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR FÜR DUMMIES

Wiley-Verlag, 2020 | 262 Seiten | 12,50 Euro
(Sonderpreis bis 31.12.2020)

LYRIK

VERSCHNEITER WEG

Es ist ein schne gefallen
und ist es doch nit zeit,
man wirft mich mit den pallen,
der weg ist mir verschneit.

Mein haus hat keinen gibel,
es ist mir worden alt,
zerbrochen sind die rigel,
mein stüblein ist mir kalt.

Ach lieb, laß dichs erparmen
daß ich so elend pin,
und schleuß mich in dein arme!
so vert der winter hin.

Volkslied, aus einer Münchner Handschrift von 1467. Gedruckt als Nr. 44 in Ludwig Uhlands »Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder«, Erster Band, Stuttgart und Tübingen (J. G. Cotta) 1844, S. 91.

Das Lied in der Münchner Handschrift von 1467 findet sich – mit Melodie – auch in weiteren Handschriften und Drucken des 16. Jahrhunderts. In den »Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern mit Abhandlung und Anmerkungen« (1844) hat Herausgeber Ludwig Uhland auf drei weitere Strophen verzichtet. Ist es ein Mann, der sich hier auf den beschwerlichen Weg ins Ungewisse macht, und ruft er in der Krise eine göttliche Instanz an oder sehnt er sich nach der Geliebten? Oder ist es eine junge Frau, die wegen einer illegitimen Beziehung geächtet und mit Schneebällen beworfen wird?

Schneefall und gefallener Schnee sind häufige Topoi in der deutschsprachigen Weihnachts- und Winterlyrik. Oft in der idyllischen Variante, wenn Flocken schweben oder die weiße Pracht alles bedeckt. Ein Wunder der Verwandlung der Welt für Auge und Ohr: sacht sanft, still. Und man kann eine Fußspur ins unbegangene Weiß setzen. Eine solche »Winterwanderung« kann aber auch, wie bei Gertrud Pfander, »hin durch den tiefen, weichen Schnee« lautlos in den Tod führen. In Franz Werfels »Der Schneefall« haben die »klein beseelten Persönlichkeiten« ihr je eigenes Schicksal, ist jede Flocke ein Individuum. Bei Maria Luise Weissmann »tanzt im Kristall die erlöste / tanzt die gerettete Welt«. Bei Klavud verwandelt man sich mit im Blick: »Wende ich den Kopf nach oben: / Wie die weißen Flocken fliegen, / Fühle ich mich selbst gehoben / Und im Wirbeltanze wiegen. // Dicht und dichter das Gewimmel; / Eine Flocke bin auch ich. – / Wieviel Flocken braucht der Himmel, / Eh die Erde langsam sich / Weiss umhüllt?« Hedwig Lachmann wusste freilich, dass »Schneegeiriesel«, Eis, »Lawinenballen« und »Sternkristalle« vergehen müssen: »Alles fließt der Erde in den Schoß.«

Robert Walser wiederum fand sein Einverständnis mit der unumkehrbaren Richtung: »Der Schnee fällt nicht hinauf / sondern nimmt seinen Lauf / hinab und bleibt hier liegen, / noch nie ist er gestiegen. // [...] // Nie kehrt er dorthin je zurück, / von wo er niederfiel, / er geht nicht, hat kein Ziel, das Stillsein ist sein Glück.« Übrigens starb Walser auf einem seiner Spaziergänge am 25. 12. 1956 an Herzschlag, wurde in einem Schneefeld liegend gefunden. Der am 23. 12. 1886 geborene Albert Ehrenstein tastet sich in seinem ersten Gedichtbuch »Die weisse Zeit« (1914) in einem »Winter«-Gedicht an die Schwerkraft heran: »Leise, / wie wider meinen Willen / fallen Flocken / Schnee zu Boden. / Leise, / wie wider meinen Willen / falle ich / zu Boden.« || tb



Ein Schritt zum Neustart



Das Förderprogramm »Stepping out« soll helfen, Tanz sichtbar zu machen – im analogen, medialen und digitalen Raum. Zu den Geförderten zählen auch die Münchnerinnen Susanne Schütte-Steinig – im Bild oben ihre frühere Performance »Gegenüber« – und Ceren Oran, hier im Vordergrund bei ihrem Tanzmarathon »Who is Frau Trofea?« beim Festival DANCE | © Sammy Hart (oben) / © Dieter Hartwig

Der Münchner Veranstalter Walter Heun hat ein Förderprojekt für die freie Tanzszene auf den Weg gebracht.



Walter Heun | © Regine Hendrich

CLEA ALBRECHT

Was für eine außergewöhnliche Gabe hat doch der Homo sapiens in seinen Genen mitbekommen: In Bedrängnis, das Wasser schon bis zum Hals, wird der Mensch kreativ, findet völlig unerwartete Auswege aus bedrohlicher Lage. Die Bedrohung heißt in diesem Jahr Covid-19. Besonders gefährlich sind die über den Atem ausgestoßenen infektiösen Aerosole. Der tanzende und dabei unweigerlich intensiv atmende Mensch wird zum Gefährder und selbst zum Gefährdeten. Ein Lockdown, wenn auch »light«, ist zum zweiten Mal die auferlegte Maßnahme. Aber Tanz, ob als Kunst oder als unabdingbares Training, lässt sich nicht so leicht wegsperren.

Drei kämpferische Institutionen – der Dachverband Tanz Deutschland, die gemeinnützige Kulturorganisation Diehl+Ritter und Walter Heuns Münchner Joint Adventures – haben bei der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien Monika Grütters angeklopft. Mit je eigenen, dabei sinnvoll aufeinander abgestimmten Plänen wurde das Trio denn auch in die Bundesförderung »Neustart Kultur« integriert. Dieses mit 20 Millionen Euro bedachte »Hilfsprogramm Tanz« ist eine Stütze für solselbstständige Tanzschaffende, für Tanzschulen und Tanzpädagogik in kulturellen Einrichtungen, soll aber auch die Zukunft von Tanzstrukturen sichern.

Walter Heuns Projekt »NPN – Stepping out«, mit drei Millionen Euro aus diesem Fördertopf versehen, konzentriert sich auf die Erschließung von Arbeits- und Präsentationsmöglichkeiten von Tanz und Performance. Seine Weitsicht – ganz im Sinne seines 1991 ins Leben gerufenen »Nationalen Performance Netz« – zielt sogar auf »neu zu denkende performative Szeneebenen und Aktionsfelder«. Wobei man sich erinnert, dass die US-Postmoderne in ihrem Formerneuerungs-Aufbruch ab den frühen 1960er Jahren schon kühn in Telefonzellen, Bahnhöfen und auf Hochhausdächern tanzte. Aber der freie Tanz hat sich natürlich seitdem vielfach verändert, jetzt nochmals angetrieben durch die Zwänge der Pandemie. Eine dafür exemplarische Produktion aus der »Stepping out«-Förderung ist das »Genesis«-Projekt des Berliner Duos Moritz Majce und Sandra Man auf einer urbanen Brache: »Wir arbeiten mit zwölf Tänzer*innen, einem programmierten Drohnenschwarm und VR-Brillen für ein eigens produziertes 360°-Video. Die Besucher*innen werden zu Co-Inhabitants«, so ihre Projektbeschreibung.

Nochmals historisch betrachtet: Im Vergleich mit den USA ist der zeitgenössische Tanz in Europa ein Spätentwickler.

Hierzulande ging es damit erst in den 80er Jahren los – genau in der Zeit, in der Walter Heun veranstalterisch aktiv die sich entwickelnde Münchner freie Tanzszene in den Blick rückte: 1984 war er Mitbegründer des Choreografenkollektivs Dance Energy, 1986 und 1989 leitete er die Tanztage München. 1987 bis 1993 war er Geschäftsführer der von ihm mitbegründeten Tanztendenz München e.V., einer Choreografenvereinigung und zugleich städtisch geförderten ersten großen Proben- und Produktionsstätte für die hiesige freie Tanzszene. 1990 gründete Heun seine Tanz- und Theater-Produktionsfirma Joint Adventures und initiierte im selben Jahr, teilweise auch in Co-Leitung, solche Fortsetzungsevents wie BRDance und die Tanzplattform Deutschland. Und seine Münchner Tanzwerkstatt Europa, eine Kombination aus Festival und Workshops, ist seit 1991 jeweils im Sommer Treffpunkt für Tanzschaffende und -enthusiasten aus aller Welt.

Insgesamt hat Heun in 36 Jahren noch einiges mehr angestoßen und bewirkt, immer angefeuert von seiner Begeisterung für den Tanz. In »Stepping out« gehe es vorrangig darum, die eingereichten Projekte jeweils konkret in Zusammenarbeit mit den Künstlerinnen und Künstlern auf den Weg zu bringen. »Und zwar zum einen im digitalen Raum, da coronabedingt die Theater geschlossen sind. Zum anderen wollen wir nicht-theatrale Räume für Tanz und Performance erschließen, in Parks, Galerien, Kinos oder auch in Parkhäusern.« Katrin Schafitel zum Beispiel, hierorts bestens bekannt als persönlichkeitsstarke zeitgenössische Tänzerin, erkundet – in und außerhalb ihres großen ballonförmigen Kostümobjekts – Boden, Stufen, Bänke auf freien Plätzen. Sie lädt so Vorübergehende ein, »sich der Schönheit und Poesie des Lebendigseins durch den Tanz bewusst zu werden«.

Mit insgesamt vier Förderbereichen bis hin zu »Distributionswegen, Vermittlungsprogrammen, webbasierten Seminaren und ähnlichen Diskursformaten« spricht Walter Heun den Tanz auf erstaunlich breiter Basis an. Dementsprechend »überwältigend« war der Ansturm von Bewerbungen. Nur 23 Prozent konnten berücksichtigt werden. Das sind immerhin über 700 Künstler und Künstlerinnen und etwa 400 Bewerber im zuarbeitenden Bereich von Produktion bis Management und Technik. Die dreiköpfige Jury musste ganz schön rackern. Ihre Auswahl hat aber auch gezeigt, wie kreativ, wie unmittelbar am Puls der Zeit diese freie Tanzszene quer durch Deutschland sich erweist. Mit den ersten zwei Vergaberunden sind von den 3 Millionen Euro bereits 2,14 Millionen ausgegeben. Die dritte Runde folgt im Januar. Freilich, abhängig von noch zugänglichen Fördermitteln, könnte es auch noch eine vierte Runde geben. Allein an diesem kompakten Förderprogramm, aber überhaupt an Walter Heuns gesamter Karriere erkennt man: Planen, Organisieren, grenzüberschreitende Unternehmungen, das ist sein Terrain. »Mein Deutsch- und Griechischlehrer, der eigentlich Philosoph war, hat mir strukturiertes Denken beigebracht«, so Heun. »Seine Lehre war: »Wenn du wirklich etwas verändern willst, dann musst du an die Strukturen herangehen und nicht an die Auswirkungen.« Eine Lektion, die Heun bis heute beherzigt: »Mir war es wichtig, mich jetzt, in dieser prekären Situation, einzubringen, ganz unabhängig von meinen eigenen Veranstaltungen. Aber Tatsache ist, wenn diese freie Tanzszene nicht weiter existieren kann, dann trifft uns das letztlich auch.« ||

STEPPING OUT

Bewerbungen für die dritte Runde noch bis 15. Januar 2021 unter steppingout@jointadventures.net | Informationen zu den Fördermöglichkeiten: www.jointadventures.net



Lucy Wilke und Pawel Duduś in ihrem Projekt »Scores that shaped our friendship« | © Martina Marini-Misterioso

Utopie der Nähe und Akzeptanz

Hochverdient! Lucy Wilke und Pawel Duduś haben mit »Scores that shaped our friendship« den Faust-Preis gewonnen.

SABINE LEUCHT

Der deutsche Theaterpreis »Der Faust« wird seit 2006 jährlich in sieben Kategorien vergeben. Das Vorschlagsrecht haben die Theater selbst, die jedoch keine eigenen Künstler benennen dürfen. Unter den Gekürten waren über die Jahre recht viele Münchner und Interimsmünchner Ausstatter, Staatsopernsänger und mindestens vier Schauspieler von Brigitte Hobmeier 2007 bis Maja Beckmann 2019. Ex-Resi-Intendant Martin Kušej durfte die Trophäe 2012 für seinen einzigen hiesigen Wurf »Die bitteren Tränen der Petra von Kant« mit nach Hause nehmen; sein Kammerspiel-Kollege Johan Simons bekam sie zwei Jahre danach. Doch die Tanzszene der Landeshauptstadt kam bislang nur in Gestalt des Choreografen Richard Siegal vor (der den Preis 2010 als Tänzer in einer Hamburger Produktion erhielt), und zuletzt gab es den Perspektivpreis für das sich über München, Potsdam und Hamburg spannende Netzwerk »Explore dance – Tanz für junges Publikum«. Auch darum darf der Faust für Lucy Wilke und Pawel Duduś als Sensation gelten. Sie bekommen den Darstellerrpreis Tanz für ihre auch gemeinsam konzipierte Debütproduktion in der nicht eben lobbystarken freien Szene Münchens – und sie haben ihn so was von verdient!

»Scores that shaped our friendship« ist ein klug gebauter, unprätentiöser, herzerwärmender und mit kaum etwas anderem vergleichbarer Abend. Ich habe ihn seit der Premiere im Schwere Reiter Mitte März dreimal gesehen. Zuletzt bei der leicht veränderten Wiederaufnahme zwischen den Corona-Lockdowns an den Münchner Kammerspielen, deren Ensemble Wilke seit dieser Spielzeit angehört. Und »verändert« bedeutet in diesem Fall ausnahmsweise einmal nicht weniger Nähe und Berührung. Ganz im Gegenteil: Die entspannte Intimität zwischen den beiden hat real oder gefühlt (das ist dieser Tage oft schwer zu sagen) eher noch mehr erotische Anteile bekommen. Ja, das geht, weil Lucy, Pawel und die Musikerin Kim Ramona Ranalter auch privat eine Infektionsgemeinschaft sind.

Auf und jenseits der Bühne nehmen sich die mit der neuromuskulären Störung SMA geborene Sängerin und Schauspielerin und der queere polnische Tänzer die Freiheit einer Freundschaft heraus, die sich um Grenzen nicht schert und den anderen sein lässt, wie er ist. Was die beiden »anders« macht, wird ebenso wenig versteckt wie die Grausamkeit normativer Zuschreibungen und Blicke. Aber sie sind nicht das Thema des Abends, an dem es darum geht, sich aufeinander einzuschwingen und vorbehaltlos einzulassen. Pawel hilft

Lucy dabei, ihren Körper zu spüren oder im Rollstuhl bequem zu sitzen. Und sie fordert die Hilfe ein, freundlich, souverän und bestimmt. Darin ist sie ebenso Meisterin wie im Berührungsfach. »Touch is a language we both speak very well«, heißt es am Ende von »Chapter 1« dieses sehr besonderen Freundschaftsglossars in sieben Kapiteln, in dessen neuer Version Pawel für Lucy so proud wie dienstefrig im arschfreien Schmetterlings-Body tanzt. Wenn das hypersexualisiert wirkt, dann weil sie es so wollen.

Natürlich bekommt man das alles so locker nicht ohne Vorerfahrung auf die Bühne. Pawel Duduś arbeitet schon länger zu den Themen Freundschaft, Selbstakzeptanz und Hingabe und gibt Kurse in »Poetics of intimate encounters«. Mit Lucy Wilke stand er schon 2017 in David von Westphalens »Fucking Disabled« auf der Bühne, wo es um das vermeintliche Tabu »Sex mit Behinderung« ging. Schon damals definierten die beiden mit ihren Körpern Schönheit und Nähe neu. In »Scores« kommt jetzt noch der Tanz dazu. Der besteht manchmal nur darin, auf kuscheligen Fellen nebeneinandersitzend den Kopf über die Brustplatte zu rollen und Mikrobewegungen miteinander zu synchronisieren. Dann wieder legt Pawel Lucys Körper auf seinen und bewegt ihre Arme und Beine wie die einer Puppe, ohne dass sie deshalb passiv wirkte.

Doch nicht alles, was die beiden miteinander anstellen, ist kuschelig. Es gibt einen langen, sehr erotischen Kuss. Und in einer Szene erzählt Lucy von ihrer Standard-Zurückweisung bei Tinder: »You have such a pretty face, but ...« Während dieses »but« lange nachhallt, zieht ihr Pawel einen Strumpf über den Kopf und verreibt Farbe in ihrem Gesicht, die sie den Rest des Abends gezeichnet aussehen lässt. Opfer, Täter, aktiv, passiv? Diese Fragen stellen sich an diesem Abend ebenso wenig wie die nach den Grenzen zwischen Freundschaft, Liebe und Sex. Von einem »Theater ohne Absicherung, in dem sich zwei Menschen/Darsteller einander völlig aussetzen« schwärmt die Faust-Preis-Jury in ihrer Begründung. Und eben weil die Performer ganz bei sich bleiben, ihrem Körpergefühl, ihren Bedürfnissen und ihren Stärken (statt Defiziten), nie anklagen oder belehren wollen, ist das utopische Potenzial dieses kurzen Abends immens. Gerade jetzt, wo Nähe so rar geworden ist (und das Gezeter über angebliche Freiheitseinschränkungen so laut), kann man ihn gar nicht hoch genug loben. Chapeau und die allerherzlichsten Glückwünsche! ||

KOMMENTAR

Ein Tanzhaus für München: Und wieder grüßt das Murmeltier

»Das Kulturreferat der Landeshauptstadt München gibt eine Machbarkeitsstudie zur Notwendigkeit und Realisierbarkeit eines neu zu schaffenden Tanzhauses in München in Auftrag. Interessierte Professionelle aus dem Bereich des zeitgenössischen Tanzes können sich bis Dienstag, 15. Dezember, beim Kulturreferat bewerben. Die Studie soll in enger Kooperation mit der Münchner Tanzszene entstehen.« So fordert das Kulturreferat – im städtischen Presseorgan »Rathaus Umschau« – wieder einmal die Fachleute vor Ort auf, ihre Ideen für ein Tanzhaus kundzutun. Man merkt, dass man alt wird, wenn man das liest. Oder dement?

Die Notwendigkeit eines Tanzhauses steht seit über 25 Jahren im Raum. Es gibt meterweise Ordner, in denen komplette Konzepte samt Finanzierungsplänen und architektonischen Entwürfen versammelt sind. Werden diese Unterlagen einfach entsorgt oder irgendwo archiviert, wo man sie garantiert nicht wiederfindet? Sogar dreidimensionale Modelle wurden schon erarbeitet, es gab auch mal eine Ausstellung zum Thema. Alles vergessen? Deshalb jetzt wieder alles auf null und so tun, als müsste man mal wieder das Rad neu erfinden? Natürlich steht es außer Frage, dass München ein Tanzhaus braucht, mehr denn je. Der Tanz hat sich – dank dem Tanzbüro um Simone Schulte-Aladag und jahrelang massiv angeschoben von Bettina Wagner-Bergelt, der heutigen Chefin des Tanztheaters Wuppertal – als unverzichtbare Kunstform in München gerade auch für jüngeres Publikum etabliert. Walter Heun hält seit Jahrzehnten die zeitgenössische Tanzfahne international hoch, und Nina Hümpel kuratiert das DANCE-Festival mit Verve und braucht ebenso mehr Platz. Die Tanztendenz träumt seit ihrer Gründung vor 33 Jahren von erweiterten Produktionsmöglichkeiten und hat mehrfach vielfältige Tanzhaus-Überlegungen angestrengt. Also könnte man eigentlich nur gratulieren: Hurra, eine neue Machbarkeitsstudie! Diesmal von einem Antrag der SPD-Fraktion aufs Tapet gebracht. Allerdings muss angesichts der vielen bereits vorliegenden Studien die Frage erlaubt sein: Ist das vielleicht doch eher eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für Verwaltungsangestellte?

Wenn man auf www.muenchen.de/kulturausschreibungen klickt, klappt das Konzept für die angeforderte Studie in vier detailliert formulierten Punkten auf. Man fragt sich, was also dieser Satz am Ende des Dokuments soll: »Die Bewerbung sollte in Hinblick auf die Expertise aufschlussreich sein sowie ein kurzes Konzept zum geplanten Vorgehen bei der Erstellung der Machbarkeitsstudie enthalten.« Für ein Tanzhaus, das im Geiste schon öfter umsetzungsreif war. Und die Aussicht, dass es »bis zu 10.000 Euro« für die Mitarbeit gibt, ist auch nur verwirrend. Wofür denn jetzt? Für ein Konzept fürs Konzept oder für die Ausarbeitung (das wäre frech) oder gar fürs ganze Tanzhaus (lächerlich)? Und falls sich noch jemand daran erinnern möchte: Für die Jutier- und die Tonnenhalle existiert seit über vier Jahren ein vom Stadtrat abgesegnetes Konzept, das ein Tanzhaus durchaus integrieren könnte. Aber vielleicht wäre man dann zu schnell am Ziel. Und das entspricht nicht dem Münchner Stil: Luftschlösser in die Welt pusten, sinnieren, dann alles verdampfen lassen und ein paar Jahre später wieder von vorn anfangen. »Ist doch schön, wenn es so lang dauert«, hat Kulturreferent Biebl im Sommer 2018 in dieser Zeitung gesagt. »Ich mag das Prozesshafte.« ||

CHRISTIANE PFAU

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München
Tel.: 089 48920970
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welsch.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun
Anzeigen Christiane Pfau

Druckabwicklung ESTA-Druck GmbH | www.esta-druck.de
Gestaltung | **Layout** Sylvie Bohnet, Susanne Gumprich, Cathrin Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Chris Schinke, Christiane Wechselberger

Online-Redaktion und Medien Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe Clea Albrecht (ca), Silvia Bauer (sb), Christiane Bernhardt (cb), Thomas Betz (tb), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Stefan Frey (sf), Anne Fritsch (af), Sofia Glasl (sg), Joachim Goetz (jog), Simon Hauck (sha), Klaus Hübner (kh), Klaus Kalchschmid (kk), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Hannes S. Macher (hsm), Julie Metzendorf (jm), Rüdiger von Naso (rvn), Wolf-Dieter Peter (wdp), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mp), Tina Rausch (tr), Chris Schinke (cs), Christa Sigg (cis), Franziska Sperr (fs), Silvia Stammen (sis), Erika Wäcker-Babnik (ewb), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fw)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement
jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 35 Euro | Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971,
info@muenchner-feuilleton.de
oder direkt über www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00 | GLS Bank: GENODEM1GLS

Gendergerechte Sprache Wir arbeiten konsequent flexibel und richten uns in unseren Texten selbstverständlich an alle Geschlechter, auch wenn entsprechende Markierungen nicht überall auftauchen.

Der Pleitegeier kreist

Die freien Theater kämpfen ums Überleben. Aber wie und wie lange können sie im Lockdown durchhalten?



Christiane Brammer
© Hofspielhaus



Robert Spitz
© Andreas W. Kohn



Andreas Seyferth
© Viel Lärm um Nichts

GABRIELLA LORENZ

CHRISTIANE BRAMMER

Hofspielhaus in der Innenstadt, Klägerin

Ich habe auf Gleichberechtigung und Verhältnismäßigkeit geklagt, weil ich nicht verstehe, warum I-Phone-Stores und Kirchen geöffnet bleiben dürfen, aber wir nicht. Laut Artikel 3 der Bayerischen Verfassung ist Bayern ein Rechts-, Kultur- und Sozialstaat. § 140 sagt, Kunst und Wissenschaft sind von den Gemeinden zu fördern. Aber was ist, wenn man seine Kunst nicht mehr ausüben darf? Nur das gemeinsame Erlebnis mit dem Publikum schafft eine Katharsis. Die Freiheit der Kunst funktioniert über Stream nicht, die Präsenz ist nicht zu ersetzen. Das klage ich auch ein.

In der Kulturwirtschaft arbeiten viele Menschen, deshalb ist es wichtig, dass Theater offen bleiben wie Schulen und Kitas. Damit wir ein Kulturstaat bleiben. Die Klage kann ich mir nur leisten, weil mich ein Mäzen bei den Kosten unterstützt. Wir proben gerade »Richard III.« und »Der Kontrabass« und hoffen, im Januar oder Februar spielen zu können. Ein Theater kann man nicht einfach zu- und aufsperrn, jedes Stück braucht monatelange Vorbereitung. Es geht nicht mehr ums Geld – was nützt Geld, wenn ich keine Kunst machen und zeigen darf? Ich verfolge immer noch, meine Mitarbeiter hundertprozentig zu bezahlen. Die Klage habe ich als Einzelkämpferin eingereicht, weil die Zeit zu knapp war, Mitsreiter zu suchen. Ich nehme gern jeden mit, der mitziehen will. Inzwischen denke ich aber, dass mein winziges Theater allein mehr Chancen hat als eine Sammelklage.

Drei Monate ohne Theater – der Lockdown im Frühsommer hat die Bühnenliebhaber ausgehungert. Doch nach gut einem Monat war die Saison Anfang November schon wieder vorbei. Derzeit gilt wieder ein pauschales Spielverbot – trotz Hygienekonzepten und Besucherreduzierung. Und alles sieht danach aus, dass der Kulturentzug für die Zuschauer bis weit ins Frühjahr hinein dauern könnte. Doch die wirklich Betroffenen sind die Theater. Bei privaten Bühnen geht eine Schließung ganz schnell an die Existenz. Die Miete muss bezahlt werden, auch ohne Einnahmen. Vielen freien Schauspielern bricht die Lebensgrundlage weg. Die versprochenen staatlichen Nothilfen waren an den Arbeitsbedingungen der Künstler vorbei konzipiert, die Anträge viel zu umständlich, da blieb oft nur Hartz IV. Künstlertexten lassen sich nun mal nicht bürokratisch normieren. Auch scheint im Kulturministerium niemand die freie Szene zu kennen oder bereit zu sein, sich damit differenziert zu beschäftigen. So hat Söders Symbolpolitik alles gleichermaßen niedergebügelt. Theater rangieren als Freizeitvergnügen zwischen Fitnessstudios und Bordellen.

Christiane Brammer vom Hofspielhaus hat dagegen im November beim Bayerischen Verwaltungsgericht geklagt. Der Eilantrag wurde abgelehnt. Begründung: »Die Rechtsfragen können im Rahmen eines Eilverfahrens nicht verlässlich geklärt werden.« Vor Brammer hatte bereits Dieter Hallervorden für sein Berliner Schlosspark Theater geklagt – mit dem gleichen Ergebnis. Die Hauptverhandlungen in der Normenkontrollklage stehen im Frühjahr an, das Urteil gilt dann auch für die Kollegen. Wir haben Münchner Theatermacher nach ihrer Haltung dazu gefragt.

ROBERT SPITZ

dasvinzenz Theater in Neuhausen

Mich würde mehr eine Sammelklage interessieren, warum freie Theater in Bayern nicht gleichzeitig von Stadt und Staat gefördert werden dürfen. In anderen Städten ist das nicht so. Ich war mal zwei Jahre in Singen in einem Off-Theater engagiert, das bekam damals über 600.000 Mark im Jahr, alle Mitarbeiter waren regulär angestellt. In München beträgt die Höchstförderung derzeit 180.000 Euro.

Wenn ich meine 42 Plätze hygienegerecht reduziere, ist es eh nicht rentabel zu spielen. Da wir hier in der Elvirastraße nebenan noch bis Ende 2022 eine Monsterbaustelle haben werden, rechne ich nicht damit, dass wir 2021 im eigenen Haus spielen können. Wir haben für vier Produktionen nächstes Jahr die Mucca-Halle im Kreativquartier angemietet, dazu sind Koproduktionen mit dem Pathos Theater geplant. Es ist es bitter, dass wir Reihen wie Blues-Abende und Lesungen nicht weiterführen können, damit haben wir manche Lücken gestopft. Im jetzigen Finanzengpass hoffen wir auf die Spielstättenförderung. Mich empört, dass Theater gleichwertig mit Bordell und Freizeit eingestuft werden. Man hätte zig Sachen machen können, aber es geht immer nur um die Wirtschaft.



Jochen Schölch | © Carolin Tietz

ANDREAS SEYFERTH

Theater Viel Lärm um Nichts in der Pasinger Fabrik

Uns geht's wie allen: Wir proben »Turandot« und hoffen auf die Premiere am 30. Dezember. Sollten wir da und im Januar nicht spielen dürfen, könnten wir die Aufführung höchstens fünf Mal im Februar zeigen. Da arbeiten wir schon an neuen Projekten und können danach nicht mehr aufs Repertoire zurückgreifen. Denn wir gestalten für jede Inszenierung den Raum neu, und ein Umbau wäre zu aufwendig. Mehr als 40 Zuschauer dürfen nicht rein.

Eine Klage müsste eigentlich vom Netzwerk der freien Theater ausgehen, aber dafür haben wir nicht das Geld. Wir sind abhängig von der Stadt, weil wir in einer städtischen Immobilie spielen, deshalb ist eine Klage kein Thema für uns. Zumal die Kosten ja ein Fass ohne Boden werden können. Und alle in der Szene raffen jeden Cent zusammen, um wenigstens die Schauspieler zu bezahlen. Sie sparen an Technik und allem anderen. Manche Schauspieler können sich schon ihre Wohnung nicht mehr leisten. Die Mitarbeiter der Künstlervermittlung ZbF haben Reiseverbot, wie sollen sie da Schauspieler ansehen und vermitteln? Falls im Sommer wieder gespielt werden darf, wird es eine Premieren-Explosion geben. Deshalb planen wir unser nächstes Shakespeare-Projekt »Maß für Maß« erst für 2022.

JOCHEN SCHÖLCH

Metropoltheater in Freimann

Wie sind in einer anderen Situation als das Hofspielhaus, weil wir institutionell von der Stadt München gefördert sind. Wir dürfen daher laufende Kosten von den Produktionsfördergeldern bestreiten, da verhält sich die Stadt vorbildlich. Eine Klage ist halt ein Statement, aber ich glaube, alle wissen, dass das keine Chance hat. Ich würde mitmachen, wenn's andere Ungerechtigkeiten gäbe – etwa Fußball vor Publikum. Im Moment proben und produzieren wir und hoffen, im Frühjahr herauszukommen. Mit einer Öffnung im Dezember und Januar rechne ich nicht.

Digital und analog

Das Pathos zeigt bis März eine Reihe theatraler Arbeiten unter dem Motto »Die Welt wird nicht dieselbe sein«.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Gelegentlich kommen Corona-Gelder doch tatsächlich bei denen an, die existenziell mit am meisten vom seuchenbedingten Berufsverbot betroffen sind: den Künstlern. Auch wenn es nur der berühmte Tropfen auf den heißen Stein ist, sichern die ca. 5000 Euro pro #TakeCareResidenz doch 350 Theaterschaffenden bundesweit zumindest für eine Weile die Möglichkeit, an ihren Projekten zu arbeiten. Eines der 29 Theater, das in Kooperation mit dem Fonds Darstellende Künste und dem Netzwerk flausen+ an dieser Förderung im Rahmen von »Neustart Kultur« teilnimmt, ist das Pathos Theater. Es startete einen Open Call mit dem Titel »Die Welt wird nicht dieselbe sein«. Zwischen Dezember 2020 und März 2021 werden sieben Projekte der #TakeCareResidenzen analog oder digital gezeigt.

Luca Scelsi, Ina Diallo und Robert Ziesenis aus Hildesheim bilden die Gruppe Elena Patrowna und haben fest vor, ihre Performance-Installation »Konstanten« Ende Februar im Pathos zu zeigen. Darin fragen sie: Was bleibt eigentlich gleich? In dieser Pandemiewelt, in der sich nahezu täglich Umstände und Vorgaben ändern, suchen sie nach dem Beständigen, um nicht zu sagen, dem Ewigen, wie z. B. dem Schrebergarten.

Das Elle Kollektiv, Louis Panizza, Luis Lüps und Elisabeth-Marie Leistikow, ist am Ammersee angesiedelt, präsentiert sich in seinem Trailer in einer Art Versandzentrum und steigt in seltsamen Tierkostümen ins Wasser des Sees. Wo sie die Wahrheit suchen. Mithilfe von Experten aus Limnologie, Kunst, Rechtswissenschaften, Wirtschaft und Religion setzen sie das Meditier in »Der unendliche Weg zur Wahrheit« in Gang.

Julia Nitschke und Caroline Kapp sind das Stone Kollektiv und haben im Pathos schon über das eigene Land gelabert. Nun treten sie mit »Deutschland. Ein Labermärchen« in große Fußstapfen. Ihr Projekt soll die Trilogie »Deutschland, ein Wintermärchen« (Heinrich Heine) und »Deutschland. Ein Sommermärchen« (Sönke Wortmann) vervollständigen.

Paul Wiersbinski beschäftigt sich vornehmlich mit Virtual Reality. Sein Projekt »Rules and Rituals« ist als digitales Showing in Planung. Julia Müller, die in München mit der Performancegruppe What you see is what you get bereits mehrfach Theater im Club inszenierte, ist mit »Freaks« dabei. Anna Vera Kelle, Hausregisseurin am Theater Strahl in Berlin, erforscht mit »Critical Zone Observatory Theater (AT)« das theatrale Potenzial digitaler Technologien und partizipativer Formate. Und Marianne Kjær Klausen, die am Pathos bereits Workshops abhielt, arbeitet an »Schwaches Herz/Starkes Herz – or how to kill a woman (AT)«.

In welcher Form die jeweiligen Projekte letztendlich präsentiert werden, entscheidet sich erst im Zuge ihrer Erarbeitung und hängt natürlich auch von den dann geltenden Corona-Regularien ab. Ob die digitalen Formate dann umsonst zur Verfügung stehen werden, ist noch im Gespräch. Für ewige Grattiskultur möchte das Pathos eigentlich nicht unbedingt stehen. ||

#TAKECARE RESIDENZEN
Pathos | Dezember bis März
www.pathosmuenchen.de



Petra Maria Grünh
© privat

PETRA MARIA GRÜHN

Teamtheater Tankstelle und Teamtheater Salon, nahe Viktualienmarkt

Eine Klage wäre inhaltlich zu überlegen, aber es ist immer eine Frage der Kosten. Wir haben seit März keine Einnahmen mehr. Der Verein Teamtheater Tankstelle ist Hauptmieter der Lokalität am Einlass 2a, der Vorraum des Theaters ist vermietet an den Buena-Vista-Club. Dessen Betreiber lässt sich seit Monaten nicht mehr blicken und zahlt seine Miete nicht – also muss ich beide Hälften bezahlen. Ich kann nicht für eine Klage Geld ausgeben, das ich nicht habe.

Damit ich keine Depressionen kriege, probe ich mit meiner Compagnie Antéros das Zweipersonenstück »Oh les beaux jours« von Samuel Beckett. Ich hätte ein durchgängiges Programm für das ganze Jahr parat, Eigenproduktionen und Gastspiele. Aber außer der Buchhaltung ist seit März niemand mehr bezahlt worden. Wir kriegen nicht mal Förderung bewilligt, weil wir nicht produzieren können. 35 Zuschauer wären erlaubt, das lohnt sich auch für Gastspielbühnen nicht. Dabei haben wir schon vor Corona eine Superlüftung eingebaut für 120.000 Euro, die zahlen wir auf zehn Jahre mit 1.200 Euro zusätzlich zur Miete monatlich ab. Selbst wenn wir jetzt aufmachen dürften, würde ich nicht schreien: Juhu, die Kasse klingelt! Wir zahlen nur noch drauf und sind total am Limit.



Judith Huber | © Lenja Schultze



Lorenz Seib
© Felicitas Rall-Wirtz

LORENZ SEIB

TamS-Theater in Schwabing und Vorstand der Vereins Netzwerk Freie Szene München

Ich halte eine Klage nicht für wahnsinnig aussichtsreich. Auch die Gastro hatte damit bisher keinen Erfolg. Deshalb würde ich mich nicht anschließen. Aber ich verstehe Frau Brammer: Ihr Haus hat keine städtische Förderung und muss sich selber tragen. Das TamS kriegt städtische Projektzuschüsse, für die Betriebskosten setzen wir auf die Spielstättenförderung. Aber da fliegen wir wohl raus, weil wir auch vom Bühnenverein Hilfen bekommen – das ist bürokratisch ungeheuer aufwendig. Doch im TamS haben wir keinen so dichten Spielplan und können kleine Produktionen schieben.

Das Netzwerk versteht sich als politische Interessenvertretung der Mitglieder, größtenteils freie Compagnien mit sehr unterschiedlichen Interessenlagen. Da ist es schwierig, gemeinsame Forderungen zu stellen. Und bis zu einer Hauptverhandlung ist's noch lange hin, so weit können wir nicht planen. Wir sind froh, wenn wir bis dahin noch unsere Miete zahlen können. Für Gerichtskosten haben wir kein Geld.

JUDITH HUBER

Pathos Theater im Kreativquartier am Leonrodplatz

Ich würde mich derzeit nicht trauen aufzumachen, weil ich Inklusionsarbeit mit behinderten Menschen betreibe. Am Ende eines Tages sehe ich auf meiner Warn-App viele Risikokontakte. Ich will nicht, dass Leute um mich herum gefährdet sind und sich anstecken. Wir haben nächstelang an einem Hygienekonzept gearbeitet und neue Luftfilter eingebaut, aber ich würde mich auch im Theater nicht wohlfühlen, wenn Zuschauer mit der U-Bahn gekommen sind. Ich find's auch mies, dass die Museen zu und Baumärkte auf sind, aber lass uns doch mal die Füße ruhig halten. Ich fühle mich solidarisch mit den Schwachen und Behinderten. Immerhin dürfen wir proben. Wir müssen uns neue digitale Formate aufbauen, theatrale Denkräume offen halten. Corona wird nicht für immer sein.



Heiko Dietz
© Lisa Fertner

HEIKO DIETZ

theater ... und so fort in Sendling

(Er schrieb uns eine Mail, die wir in Auszügen zitieren.)

Ein ähnliches Klage-Szenario habe ich bereits mit unserer Anwältin durchgesprochen. Aufgrund der Kosten und der geringen Hoffnung auf Erfolg haben wir nicht weiter über diesen Weg nachgedacht.

Viel mehr wünsche ich mir endlich Planungssicherheit. Dieses ewige Rumgeeiere ist wahnsinnig anstrengend und bindet mehr Ressourcen und Energie, als wenn ein Theater einfach läuft. Was wir bereits an sinnloser Werbung für Anzeigen und Plakate ausgegeben haben, geht auf keine Kuhhaut. Dauern werden Produktionen verschoben, und wenn sie endlich stattfinden, ist kein Werbeetat mehr vorhanden. Ein Problem ist ja auch, dass unser Jahr 2021 schon komplett verplant ist. Doch jetzt muss ich unsere Dezember-Premiere »Spermüll« ins neue Jahr schieben. Aber etwas verschieben verdrängt anderes bereits Geplantes.

Bei uns ist man sicherer als in jedem Supermarkt oder öffentlichen Verkehrsmittel. Wir haben dafür viel Geld ausgegeben, das wir nicht haben. Eine neue Lüftung, zwei Luftreiniger, vier UVC-Entkeimer, jede Menge Desinfektionsmittel, ausreichend Abstand und nur 34 Gäste machen aus unserem Haus eine der sichersten Veranstaltungsstätten der Stadt. Die finanzielle Seite ist mittlerweile durch das Spielstättenprogramm etwas abgedefert worden.

Aber zwei Dinge zermürben einen besonders: die Planungsunsicherheit. Und die künstlerische Beschneidung. Ein Theater, das nicht spielt, ist nur ein leeres Haus (das weiterhin Miete kostet).

International, mobil und ab vom Schuss

Eine umfangreiche Monografie über Roberto Ciulli und sein Mülheimer Modell kann nicht nur zu Weihnachten den Hunger auf Theater stillen.

SABINE LEUCHT

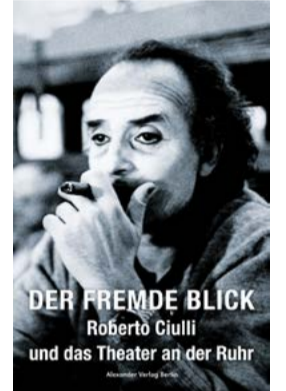
Die Sehnsucht nach Bühnenerlebnissen bleibt wohl noch länger unerfüllt. Immerhin aber kann man jetzt sich selbst oder seinen liebsten Mit-Süchtigen ein ganzes Theaterleben unter den Weihnachtsbaum legen. Denn der Berliner Alexander Verlag hat mit »Der fremde Blick – Roberto Ciulli und das Theater an der Ruhr« einen Kraftakt vollbracht und 88 Jahre zwischen vier Buchdeckel gepackt.

Ist die papierene Banderole mit dem weißclownesken Konterfei des Meisters erst abgezogen, machen die beiden Bände äußerlich nicht viel her, aber gut acht Regalzentimeter voll. Im schmalen roten Band stecken die Jugend-, Such- und Wanderjahre des 1934 ins Mailänder Großbürgertum Hineingeborenen und sein »gelungener Sprung nach unten«, als der in Italien promovierte Philosoph in Deutschland zum Lkw-Fahrer und Hilfsarbeiter wurde. Es steckt die Gründung seines Il-Globo-Zelttheaters darin, seine verhinderte Intendanz in Köln und allerlei Begegnungen mit den Regietheatergrößen der 60er und 70er Jahre. Und wenn man sich auf dem Weg durch viele biografische Interrupti von Ciulli selbst bei der Hand nehmen lässt, erfährt man schon viel über die Mischung aus analytischem Denken, lakonischem Witz und feierlichem Ernst, die seine Theaterarbeit prägt. Ciullis

schwieriges Verhältnis zur Mutter, wie er seinen Stief- und seinen akademischen Ziehvater vermisst, die beide Selbstmord begangen haben, seine freimütig bekannte Wankelmütigkeit in Bezug auf Frauen und die eigenen Kinder: All diese Details laufen auf das Theater als Ersatzfamilie hinaus, als welche Roberto Ciulli sein 1980 gegründetes Mülheimer Haus konzipiert hat. Um die Zeit danach geht es in dem fünf Zentimeter starken zweiten Band der Monografie, der Ciullis dritten Weg zwischen Stadttheater und freier Szene mit einer erschöpfenden Vielzahl an Dokumenten beleuchtet: Das Theater an der Ruhr beharrt auf kunstverträglichen Lebenszyklen, die nur ein- oder zweimal im Jahr eine neue Produktion abwerfen – und es hat die Wanderlust in seiner DNA: Binnen 40 Jahren war es in etwa ebenso vielen Ländern unterwegs, und dabei ging es gerne noch ein Stück weiter an die Peripherie der feuilletonistischen Aufmerksamkeit und weg vom schon Bekannten.

Der titelgebende »fremde Blick« meint eben das. Er zielt auf eine Haltung, die nichts als sicher annimmt und einem auch das eigene Selbst hinterfragenswert erscheinen lässt. »Der fremde Blick« als Publikation lässt sich nicht in einem Rutsch weglesen. Es ist eine Fundgrube, in die man wiederholt hineinsteigen kann, ein gebundener Zettelkasten voller Programm-, Schulheft- und Briefseiten, Regiebuchauszüge, Kritiken, Porträts und vielen, vielen Fotos. Wer vorhat, sich mit Ciullis Theater wissenschaftlich zu befassen, darf sich ins Fäustchen lachen, denn ihm ist unschätzbar viel Arbeit schon abgenommen mit diesem »Denkmal in Buchform«, wie die Herausgeber Alexander Wewerka und Jonas Tinius den Doppelband nennen. Eine unkritische Huldigung ist damit freilich nicht

gemeint, denn vor allem Band zwei enthält zwischen zahlreichen Interviews von Tinius mit Ciulli und Co. über das Theater als anthropologische Anstalt auch jede Menge knackige Verrisse. Damit wird das Buch nebenbei auch zum Lehrstück in Sachen Schreibstil und Relativität von Kritikerurteilen. Denn für seine revuehaften Collagen, seine dezidiert entzaubernde, mit dem Kitsch kokettierende Commedia-dell'arte-Ästhetik und seinen Pessimismus im Geiste Becketts wurde das Theater an der Ruhr erst viel gescholten und 1988 zum Theater des Jahres erkoren. Interessanter als die spezielle Mülheimer Ästhetik oder Ciullis Menschen- und Gesellschaftsbild dürften heute jedoch die strukturellen Besonderheiten dieses Theaters sein. Sich bürokratischen und Produktionszwängen zu entziehen, ist ja nach wie vor eine weithin ungelöste Aufgabe. Und auch aus Ciullis internationalen Erfahrungen und der langjährigen Integration des Roma Theater Pralipe kann das sich als weltoffen und antiletitär gerierende Stadttheater dieser Tage sicher noch einiges lernen. ||



ALEXANDER WEWERKA, JONAS TINIUS (HG.):
DER FREMDE BLICK – ROBERTO CIULLI UND
DAS THEATER AN DER RUHR

Alexander Verlag | 1280 Seiten | 35 Euro

»Aufbruch ins Eigene«

Dorte Lena Eilers spricht in der Buchreihe »backstage« des Verlags Theater der Zeit mit der Schauspielerin Valery Tscheplanowa.

SILVIA STAMMEN

Ihre Auftritte haben etwas kometenhaft Klares. Wie ein Mädchen von einem anderen Stern schlug Valery Tscheplanowa 2013 in Dimiter Gotscheffs letzter Inszenierung »Zement« von Heiner Müller am Residenztheater auf, mit einer Rolle (das im Heim verhungerte Kind der kommunistischen Revolutionäre Gleb und Dascha), die im Stück gar nicht vorgesehen war, und sprach dabei Müllers Prosatext »Herakles II oder die Hydra« so strahlend forciert, als wäre sie von einem leuchtenden Dämon besessen. Drei Jahre später, nach Gotscheffs Tod, traf sie ebenfalls am Resi ihren zweiten künstlerischen Schicksalsmenschen, Frank Castorf, in dessen legendärem »Faust« sie 2017 Gretchen und Helena verkörperte und Schauspielerin des Jahres der Zeitschrift »Theater heute« wurde.

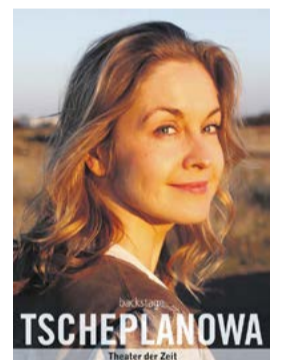
Dorte Lena Eilers, Kulturjournalistin und Chefredakteurin des Magazins »Theater der Zeit«, hat 2019 in mehreren Treffen ein langes Interview mit Tscheplanowa geführt und daraus ein bebildertes Büchlein gemacht, in dem viel vom Theater, aber auch vom Leben selbst die Rede ist, vom Schrei der Buhlschaft im Salzburger »Jedermann« – für sie das Wichtigste an der

Rolle – bis zum Besuch beim Schamanen im tiefsten Russland. In Wirklichkeit stammt Valery Tscheplanowa nicht von einem anderen Planeten, aber von weither, aus einem Land, das es so nicht mehr gibt. Geboren wurde sie 1980 in Kasan, Hauptstadt der russischen Republik Tatarstan, etwa 700 Kilometer östlich von Moskau gelegen und damals wie heute ein Zentrum von Wissenschaft und Kultur.

Nach einer glücklich-emanzipierten Kindheit in einer weiblich geprägten Drei-Generationen-Familie in der Sowjetunion kam sie während der Umbrüche der Perestroika als Achtjährige mit ihrer Mutter nach Deutschland. Dort lernte sie zwar rasch akzentfreies Deutsch, das Gefühl der Entwurzelung hielt jedoch länger an. Mit 16 brach sie das Gymnasium ab, riss von zu Hause aus und begann, nach einer kurzen wilden Phase als Straßenmusikerin, zunächst eine Tanzausbildung an der Paluccaschule in Dresden, wechselte bald zum Puppenspiel an die Ernst-Busch-Hochschule nach Berlin und wenig später zum dortigen Studiengang Schauspiel. Dass Spielen für sie richtig war, wusste sie spätestens nach ihrer Begegnung mit Dimiter Gotscheff, dem großen bulgarischen Regisseur, dem sie das erste Sichtbarwerden als Ophelia in Heiner Müllers »Hamletmaschine« 2007 verdankte. Doch immer wieder machte sich Tscheplanowa auf den Weg, suchte neue Herausforderungen und Konstellationen, mit starken Regisseuren wie Michael Thalheimer, Andreas Kriegenburg, René Pollesch und Ulrich Rasche. Und immer wieder ist da diese Sehnsucht nach einer künstlerisch geformten Freiheit, wie sie ihr zuletzt Frank

Castorf bot: »Ich war so bereit, ich war so hungrig nach allem, was er ist«, beschreibt sie ihr Gefühl von damals und bleibt doch stets unabhängig und präzise in ihrer Selbsteinschätzung. Nicht oft erfährt man in einem Schauspielerinnen-Interview jenseits aller Anekdotenhaftigkeit so viel gut Beobachtetes und klug Reflektiertes über die eigene Arbeit und das Zusammenspiel der Kräfte hinter und auf der Bühne.

»Diese Frau ist selbstgemacht«, fasst Josef Bierbichler es in seinem kurzen Nachwort zusammen und bescheinigt ihr außerdem das Talent zum Schreiben. Fünf Gedichte, die dem Band vorangestellt sind, geben davon Zeugnis. Vom »Aufbruch ins Eigene« ist in einem davon die Rede, und man ist gespannt, wohin dieser Eigensinn sie noch führen wird. Zunächst will sie sich mehr dem Film zuwenden, von der Stimme, die den Theaterraum erschließt, zum Gesicht, das einen magischen Moment auf der Leinwand einfängt. ||



DORTE LENA EILERS: TSCHPLANOWA

Mit einem Nachwort von Josef Bierbichler | Verlag Theater der Zeit, 2020 | 144 Seiten | zahlr. Abb. | 18 Euro

Anzeige



es kann sein,
dass man uns
nicht töten wird
und uns erlauben
wird, zu leben

12.11.20
— 14.03.21

HEIMRAD BÄCKER

Di – So
10 – 19 Uhr
Eintritt frei

nsdoku.de

mumok

nsdoku
münchen

Wir sind die Neuen

Wiebke Puls lässt das Ensemble der Kammerspiele in Podcasts zu Wort kommen.

ANNE FRITSCH

Auf der Homepage der Kammerspiele erscheint unter dem Menüpunkt »Menschen« eine lange Namensliste. Weil der Intendanzstart von Barbara Mundel und ihrem Team durch den zweiten Theater-Lockdown ausgebremst wurde, sind viele der Namen noch ohne Bild, ohne Erinnerung. Man kennt sich noch nicht. Das geht auch den Ensemblemitgliedern so, von denen viele neu am Theater sind. Klar, sie haben sich in Zoom-Konferenzen und auch mal auf dem Gang gesehen. Aber kennen? Davon kann noch nicht die Rede sein. »Die meisten sind für mich noch wirklich unbekannte Leute«, erzählt die Schauspielerinnen Wiebke Puls. Und so kam ihr der Gedanke, die Zeit zu nutzen, um ihre Kolleg*innen besser kennenzulernen und sie dem Publikum vorzustellen, was bisher aufgrund der Corona-Einschränkungen einfach nicht möglich war. »Wir hatten wenig Gelegenheit, uns anderen und auch uns selbst zu präsentieren«, sagt sie. Also startete sie einen Ensemble-Podcast, für jeden und jede eine eigene Folge, eine Art gelenktes Selbstporträt. Nun führt sie täglich zwei Gespräche, den Rest des Tages verbringt sie im Tonstudio beim Schneiden. Eine Aufgabe, die sie erfüllt. Puls hat sich einen Kanon an Fragen überlegt, die sie verteilt. Dann setzt sie sich mit ihrem Gegenüber zusammen, getrennt durch eine Glasscheibe. Manchmal stellt sie die Fragen noch mal, manchmal lauscht sie dem Monolog, den der oder die andere daraus gesponnen hat. Jeden Tag erscheint nun eine Folge auf der Homepage des Theaters.

Man kann sich durch die Folgen klicken und das Ensemble kennenlernen. Zumindest in der Selbstdarstellung. »Das ist schon eine ziemliche Bandbreite an Charakteren«, so Puls. »Die reagieren grundverschieden auf diese Aufgabe, was ich spannend finde. Manche Kolleg*innen haben es gerne, wenn ich mit

ihnen spreche. Andere reden einfach eine Stunde drauflos.« Am Ende aber schneidet Puls sich selbst immer raus: »Ich wollte, dass jede Folge wirklich nur der porträtierten Person gehört. Ich stelle es mir unerträglich vor, 30 Folgen zu hören, in denen man immer mich dieselben Fragen stellen hört.«

Aber natürlich hat sie auch eine eigene Folge. Die aufzunehmen, war allerdings schon etwas speziell. Denn anders als die anderen hatte sie kein Gegenüber. Und: Sie hatte bei der Aufnahme bereits zwei Wochen lang zugehört, wie andere antworten. »Natürlich beeindruckt es einen, was die erzählen«, sagt sie. »Und wie ich mich selbst darstellen will, ist ja immer ein bisschen knifflig.« Als Zuhörerin kommt man den zugrundeliegenden Fragen, die man nicht hört, allmählich auf die Spur, liest sie aus den Antworten, so verschieden sie auch sind. »Es sind ungefähr 15 Fragen«, so Puls. »Erinnere dich an den Moment, in dem du Schauspieler*in werden wolltest, ist eine davon. Hast du dich schon mal geschämt im Theater? Welche Rolle wolltest du immer spielen? Beschreibe ein Glücksmoment in deinem Arbeitsleben. Was möchtest du nicht mehr erleben? Und am Ende: Welche Frage hat gefehlt?« Die ersten Folgen gingen tatsächlich chronologisch nach Aufnahmedatum online. Nun denkt Puls dramaturgisch: Wer könnte auf wen gut folgen? Wo gibt es Kontraste? Wiebke Puls lässt sich gerne beeindrucken von den Menschen, mit denen sie in den nächsten Jahren zusammenarbeiten wird. Von Julia Gräfner zum Beispiel. »Was die erzählt, das war so lustig. Manchmal habe ich mich schon gefragt, was das wirklich so oder ist das eine Erfindung? Aber in jedem Fall erzählt es viel über sie.«

Dass der Titel des Podcasts, »AmA ohne Maske«, durchaus erst mal Rätsel aufgibt, findet Wiebke Puls ganz schön, dieses Rumüberlegen. Heißt das nun »Auftritt mit Abstand ohne Maske« oder gar »Am Arsch ohne Maske? Beides falsch. Die Lösung heißt: »Alles mit Allem ohne Maske«. Die »AmA«, das ist eine der ersten Durchlaufproben im Theater, ein früher Versuch, alles zu fassen. Nur eben noch ungeschminkt. Und so passt der Titel gut zu diesem Projekt, das sich zum Ziel gesetzt hat, das Ensemble zu porträtieren, jede und jeden einzeln, und das möglichst unverstellt. ||



Wiebke Puls hält Ausschau nach ihren Kolleg*innen
© Paul Hutchinson

AMA OHNE MASKE
www.kammerspiele.de

Gemeuchelte Klebestifte und ein Blumentopf-König



Richard Lowdon spielt Shakespeare | ©Hugo Glendinning

In »Table Top Shakespeare« erzählen Forced Entertainment alle 36 Stücke des Meisters mit Alltagsgegenständen nach.

SABINE LEUCHT

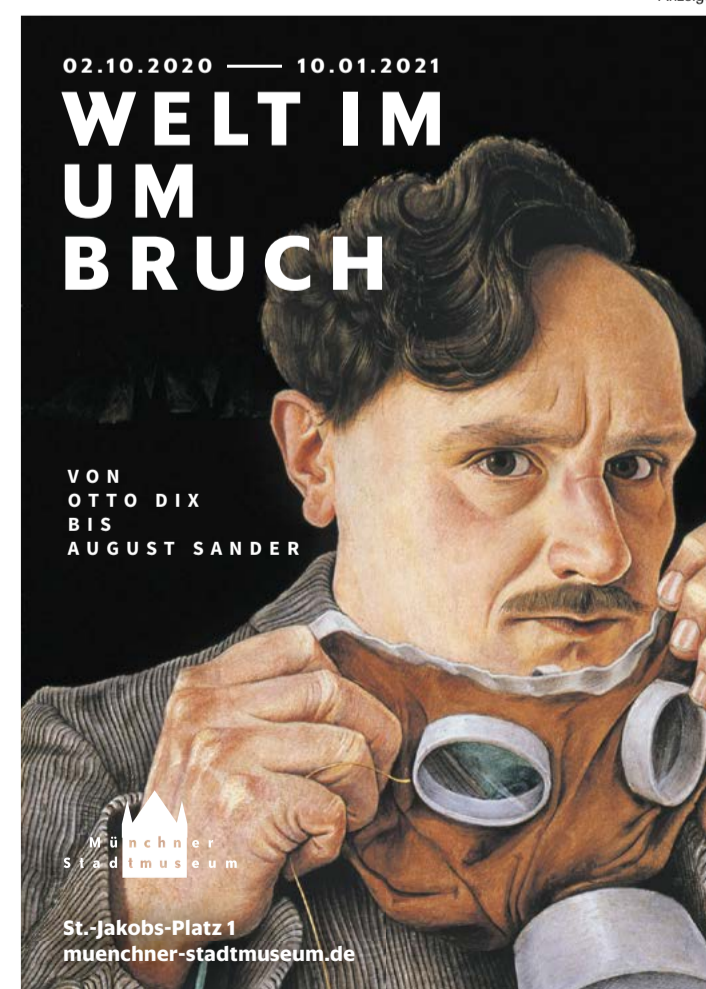
Claire Marshall hat die schönste Küche und eine der originellsten Besetzungsideen. Denn ihre Königin Elizabeth ist eine Tasse. Und bevor die mit ihren Kindern den Schauplatz verlässt, stellt Marshall die zwei Klebestifte für die Söhne und den Nagellack für die Tochter in sie hinein. Gut, ganz ohne spielerische Stereotypen kommt auch das radikalpuristische Objekttheater nicht aus, das die britische Performancetruppe Forced Entertainment für den zweiten Corona-Lockdown wiederbelebt hat. Bereits 2015 haben Marshall und ihre Kollegen Richard Lowdon, Cathy Naden, Jerry Killick, Terry O'Connor und Robin Arthur alle 36 Stücke von William Shakespeare auf einem Tisch angerichtet. Damals war es ein Bühnentisch, hinter dem ein roter Vorhang an die ehrwürdige Tradition Stratford-upon-Avons erinnerte; und beide, Tisch wie Vorhang,

gingen mit »Complete Works: Table Top Shakespeare« um die Welt. In der neuen »Home-Edition« sitzen die sechs Performer jeweils alleine an ihren heimischen Holz-, Linol- oder Kunststoffischen, hinter denen Bücher- und reich bestückte Pinnwände, Geschirr oder Gemüsevorräte zu sehen sind. The times they are a-changin'. Geblieben ist der Cast. Man lernt kennen: einen schwarzen Blumentopf in der Rolle von Richard III., eine Flohpuderose als Hamlets Stiefvater-Onkel Claudius, drei Garnrollen-Hexen, allerlei Cremetuben und mehr oder weniger leere Dosen und Flaschen in diversen Haupt- und Nebenrollen. Auf manch einem Tisch sieht es binnen kurzem eher nach Bastelstunde oder Hauswirtschaftsseminar aus denn nach Theater. Aber Theater ist dieser bezaubernde Shakespeare's Digest sehr wohl, der noch den ganzen Dezember auf der Website der Gruppe einsehbar bleibt. Dass er fast gänzlich ohne die zu geflügelten Worten mutierten Originalzitate auskommt, mag zwar manch einen bekümmern. Dafür sind die auf je eine Stunde verknappten Summaries in der heuer theaterlosen Vorweihnachtszeit für die ganze Familie geeignet. Denn so klar und ruhig wie Forced Entertainment das tun, bekommt man Shakespeare kaum je erzählt. Da werden selbst die Tötungsorgien Macbeths fast zärtlich beschrieben, und eine Marmeladenglas-Julia macht sich garantiert jugendfrei nackt. Für wen das jetzt fad klingt oder nach unfreiwilliger Komik schreit: Fast schon seltsamerweise ist es das beides nicht. Denn Forced Entertainment melden sich hier nach ihrem leider sagenhaft enttäuschenden »End meeting for all« als Meister des unaufgeregten Minimalismus zurück; mit diesem wunderbaren Ohrenbalsam aus britischstem Englisch und feinsten individuellen Nuancen: Marshalls dunkelsamte Stimme intoniert ihre fein durchrhythmisierten Sätze wie Musik. Arthur spielt am stärksten mit der wörtlichen Rede und O'Connors Nachdenklichkeit wirkt beinahe meditativ. Regisseur Tim Etchells schreibt auf der Website der Truppe von der Resilienz von Theater, das weder besondere Räume noch Utensilien braucht, um stattfinden zu können. Man wird sich an diese extreme Reduktion nicht gewöhnen wollen (und hoffentlich auch nicht müssen). Sich auf ihre Wirkmacht zurückzubedenken, kann dennoch nicht schaden. In diesem Fall legt sie die Struktur und Dynamik von Shakespeares Stücken bloß – inklusive mancher Webfehler. Und selten wird der Imaginationsmuskel derart gestreckt wie hier. Unglaublich, wie einem der Meuchelmord an zwei kindlichen Klebestiften zu Herzen geht und wie schnell man akzeptiert, dass diese

Gewürzmühle Prosperos Tochter Miranda ist oder Jago und Rodrigo Zigaretenschachtel und Feuerzeug. Alles geht, wenn wir uns nur darauf verständigen. Mindestens zu zweit. ||

COMPLETE WORKS: TABLE TOP SHAKESPEARE: AT HOME
Forced Entertainment | bis 31. Dezember
www.forcedentertainment.com/tabletop-live-catch-up/

Anzeige



Bühnenereignisse im Netz sind wahrscheinlich auch nach Corona nicht mehr wegzudenken. Zwei aktuelle Publikationen halten die aktuellen Entwicklungen fest.

Das Theater ist tot, es lebe das Theater

SILVIA BAUER

Theater im Internet? Das war zu Beginn des ersten Lockdown im Frühjahr 2020 ein Versuch vieler Bühnen, doch irgendwie sichtbar zu bleiben. Weil auch die technischen Voraussetzungen oft in keiner Weise die Notwendigkeiten erfüllten, ermüdeten die Online-Versuche die geneigten Zuschauer jedoch oft mehr, als dass sie für Begeisterung sorgten. Während die Parallel-Medialisierung bei Popkonzerten oder beim Fußball längst Standard ist, hinkt das Bühnenleben dem weit hinterher.

Die Theater bleiben weiterhin geschlossen, bis 10. Januar, oder bis Anfang Februar, man weiß es nicht so genau. Wie wirkt sich das auf die Präsenz von Bühnenkunst aus? Während des »Lockdown Light« wurde das Verhältnis zwischen Theater und Corona mit wachsender Dringlichkeit öffentlich diskutiert: sei es als klarer Antagonismus in der vom Zimmertheater Tübingen angeregten Zoom-Debatte »Theater vs. Corona« oder als Online-Konferenz, organisiert von nachtkritik.de, der Heinrich-Böll-Stiftung und dem Literaturforum im Brecht-Haus Berlin, die die Frage nach dem postpandemischen Theater stellt. Beide Veranstaltungen sind über YouTube weiterhin abrufbar.

Zwei Publikationen, die im Corona-Herbst erschienen sind, dokumentieren und reflektieren, welche Entwicklungen das Netztheater während des ersten halben Jahres der Pandemie genommen hat und was sich aus dem Lockdown lernen lässt. Beide Veröffentlichungen sind auch als theoretische Ersatzhandlung zu verstehen, für Veranstaltungen, die nicht wie geplant, nicht live und nicht vor Publikum stattfinden konnten. Gerade weil die beiden Sammelbände unterschiedliche Voraussetzungen haben und verschiedene Akzente setzen, lohnt es sich, sie zusammen zu lesen. Nicht nur für Bühnenpraktiker, sondern auch für alle Zuschauer*innen, die das Theater gerade schmerzlich vermissen.

Aufstieg des Netztheaters

Der schmale Band »Netztheater: Positionen, Praxis, Produktionen« dient als Ersatzplattform für die 2020 ausgefallene Konferenz »Theater & Netz«. Dieses Format wird bereits seit 2013 von der Heinrich-Böll-Stiftung und nachtkritik.de alljährlich in der Zeit zwischen Theatertreffen und re:publica organisiert. In 21 Beiträgen werden aktuelle Tendenzen des Netz- oder Onlinetheaters diskutiert und die eindrucklichsten oder innovativsten Theaterproduktionen vorgestellt.

Die Lektüre des Bandes ruft die Vielfalt der Onlineexperimente in Erinnerung. Bei der #Vorstellungänderung am Wiener Burgtheater imaginierte sich ein lokal verstreutes und auf Twitter versammeltes Publikum in das Akademietheater, wo ein fiktives Theaterstück, von dem lediglich Titel, Genre und Besetzung bekannt waren, aufgeführt wurde.

Sophie Diesselhorst fasst die »Netztheater-Experimente aus Schauspielschulen« zusammen, beschreibt gemeinsam mit Christian Rakow den »Aufstieg des Netztheaters während der Pandemie«, während Elena Philipp den »Aufbau von Onlineprogrammen an Theatern« am Beispiel der digitalen Sparte der Münchner Kammerspiele (noch unter der Leitung von Matthias Lilienthal), am Staatstheater Augsburg und der digitalen Bühne »HAU 4« des Hebbel am Ufer vorstellt. Mehrfach lobend hervorgehoben wird die Zoom-Theaterperformance nach Thornton Wilders »Wir sind noch einmal davongekommen«, die der Abschlussjahrgang der Münchner Theaterakademie August Everding unter der Leitung von Marcel Kohler erarbeitet hat. Neben aller Experimentier- und Spielfreude der Schauspieler*innen wird dabei auch deutlich, dass die Videotechnik und Stream-Onlineregie, die hier von Nils Strunk verantwortet wurde, neue kreative Felder eröffnet, die mehr Beachtung verdienen.

Christopher Rüping erläutert seine zehnteilige Netztheaterserie »Dekalog« am Schauspielhaus Zürich, die den Stream um Chatfunktionen vor und nach der Vorstellung und interaktive Abstimmungsmöglichkeiten während der Performance bereichert. Beiträge aus Großbritannien, Estland und Dänemark erweitern den Blick auf hybride, immersive und Onlineformate und um zusätzliche nordeuropäische Perspektiven.

Besonders interessant und über das Dokumentarische hinausweisend sind die Beiträge zum »Theater der Digital Natives«, die neben Post-Internet-Ästhetik und immersiven Performances auch allgemein auf Gaming-Strategien und »Cultural

Hacking« als subversive Strategien des Netztheaters verweisen, sowie die Überlegungen von Judith Ackermann und Christiane Hütter zur Rolle des Publikums. Judith Ackermann, Professorin an der FH Potsdam, analysiert die neue Rezeptionssituation im Onlinetheater und benennt die Schwierigkeit der Theater, als »Nebenmedium« wahrgenommen und genutzt zu werden. Christiane Hütter, eine der Redakteurinnen des Bandes, bietet hilfreiche Typologien zwischen verschiedenen Abstufungen von Interaktion, Kollaboration und Partizipation an. Ergänzt wird diese Typologie durch Anmerkungen von Friedrich Kirschner, Professor an der Schauspielschule »Ernst Busch« in Berlin, der »Teilhabe als Notwendigkeit« postuliert und die »Gestaltung von Vergemeinschaftung« als eine wesentliche Herausforderung für das Netztheater betrachtet.

»Dokument des Verlusts«

»Wie wollen wir nach der Krise weitermachen?«, fragen die Macher*innen des Impulse Theater Festivals in ihrem Sammelband »Lernen aus dem Lockdown?« Nachdenken über Freies Theater«. Das Impulse Theater Festival wollte 2020 sein 30-jähriges Jubiläum feiern und musste coronabedingt kurzfristig umdisponieren. Die Publikation verstehen die Herausgeber*innen als »Dokument des Verlusts, einer Leerstelle«. Zwar gab es eine digitale Festivalversion, aber viele der Programmpunkte konnten nicht umgesetzt werden. Der Tenor des Verlusts zieht sich durch mehrere der 27, oft kurzen Beiträge. Sie handeln von Verletzlichkeit und Verwundbarkeit, setzen sich, oft auch sehr persönlich und assoziativ, mit Gefahren, Wunden und Resilienz angesichts der Pandemie auseinander. Durch den Band zieht sich zudem eine Bildstrecke mit Fotografien leerer Theatersäle und verlassener Bühnenräume.

Anders als »Netztheater« fokussiert »Lernen aus dem Lockdown?« ganz auf die freie Theaterszene, lenkt aber dabei den Blick über eine digitale Theaterpraxis hinaus auch auf Themen wie Ungleichheit und strukturelle Diskriminierung, auf rechtliche und wirtschaftliche Fragen zu Fördermodellen, Honoraruntergrenzen oder Überlegungen zu Kunst- und Berufsfreiheit. Auch hier wird die Textauswahl bewusst um internationale Beiträge erweitert. Anders als bei »Netztheater« bleiben die Texte der südindischen Choreografin und Tänzerin Diya Naidu und des malawisch-sambischen Schauspielers und Theatermachers Mbene Mbunga Mwabene im englischen Original und ermöglichen die Einbeziehung nicht weißer, nicht europäischer Perspektiven.

»Lernen aus dem Lockdown?« versammelt multiperspektivische Ansätze, die so unterschiedlich sind wie die jeweiligen Autor*innen. Die Theaterwissenschaftlerin Stefanie Wenner sieht ein neues, lebendiges Theater in der Krise entstehen, ein »new life theater« – welches man wohl als Alternative zum »live theater« verstehen kann. Die Künstler Boris Nikitin, Arne Vogelgesang sowie Yves Regenass von machina eX stellen Überlegungen zur Wirkung von Corona auf ihre je eigene Theater- und Internetpraxis an. Wie ein roter Faden ziehen sich Gedanken zu strukturellen Ausschlüssen und die Forderung nach Solidarität durch viele Beiträge des Bandes.

Dass sich in der Krise bestehende Ungleichheiten noch weiter verfestigen werden, befürchten die Künstlerin und Kuratorin Nuray Demir und der Kulturanthropologe Michael Annoff. Die »Postmigrantisierung des Freien Theaters«, stellen sie fest, sei »bereits vor der Pandemie ins Stocken geraten. Der Erfolg von Identitätspolitik ist in ein kuratorisches Paradigma übersetzt worden, über das die Institutionen der Dominanzkultur die Sichtbarkeit marginalisierter Künstler*innen verwalten.«

Das inklusive Hamburger Theaterkollektiv »Meine Damen und Herren« beschreibt anschaulich die Schwierigkeiten, die entstehen, wenn plötzlich ohne Anleitung oder Assistenz auf neue Geräte oder Software umgestellt werden muss und Barrierefreiheit zumeist nicht gewährleistet ist. Perspektiven von Menschen mit Behinderungen werden so erneut unsichtbar gemacht und ausgeschlossen. Zu einem ähnlichen Fazit kommt auch die Wissenschaftlerin und Dramaturgin Joy Kristin Kalu und verweist zudem auf das merkwürdige Paradoxon, dass in der Pandemie auf die Risikogruppe älterer Menschen Rücksicht genommen wird, während zugleich alternde Körper in der freien Szene selten vorkommen, da die Förderstrukturen und

Arbeitsbedingungen zur Verdrängung älterer Künstler*innen führen. »Die reale Abwesenheit dieser Körper dies- und jenseits der Bühne führt zu einer kulturellen Leerstelle in Bezug auf Praktiken, Fragestellungen, Narrative und Konzepte, die Abhängigkeit, Sorge, Pflege, das Altern und den generationenübergreifenden Austausch in Kunst wie Gesellschaft bedenken.«

Das feministische Medienkunstkollektiv Swoosh Lieu befasst sich angesichts der Corona-Krise ebenfalls mit Fragen der Care-Arbeit, der Fürsorge füreinander und des Arbeitens in kollektiven Strukturen. »Das eigentliche Virus unserer Gesellschaft ist: Individualisierung, Abschottung, Privatisierung, Kapitalisierung, Hierarchien«, lautet ihr Fazit.

Die Autorin Daniela Dröcher stellt hingegen fest, dass das Virus »die Gesellschaft als Klassengesellschaft enttarnt« habe. Beim digitalen Impulse-Festival hat sie die Akademie »Zeige deine Klasse« geleitet. In ihrem Beitrag für »Lernen aus dem Lockdown« fasst sie zusammen, dass auch für die Akteur*innen im freien Theater die soziale Herkunft oft ein entscheidendes Kriterium ist, das Zugang und den Verbleib im Feld überhaupt ermöglicht.

Eine sehr wesentliche Unterscheidung trifft Christian Esch, Direktor des NRW Kultursekretariats, in seinem Beitrag »Jenseits des Echoraums«. »In wenigen Kulturbereichen gibt es so viele Bedenken gegen das Digitale wie in Theater und Performance. (...) Dabei wird auch hier oft genug die Digitalität mit der Digitalisierung verwechselt.« Digitalität und digitales Theater bedeuten weitaus mehr als Streamingangebote und Digitalisierung analoger Inhalte für das Internet, sondern verlangen eine eigene, medial versierte und differenzierte Dramaturgie. Er verweist dabei nicht nur auf narrative Modelle etwa aus dem Games-Bereich, sondern zeigt auch wichtige historische Perspektiven zwischen Performancekunst und Computertechnologien seit den 1960er Jahren auf. Digitale Prozesse seien »interaktiv, responsiv und multiperspektivisch« angelegt. Verknüpfungen, modulare Strukturen und Netzwerke prägen die interdisziplinären Arbeitsweisen, die sich oft durch frühzeitige Einbeziehung und Partizipation der User bzw. des Publikums und gemeinsames kollektives Produzieren auszeichnen.

Die Veränderungen künstlerischer Arbeitsprozesse am Theater, die Digitalität als Kulturtechnik mitberücksichtigen und interdisziplinäre Teams aus »Techies und Medien- und Kunstschaffenden« zusammenstellen, wie es Frank Rieger in seinem Bericht »Aus der Frühzeit von Mixed-Reality Projekten« im Band »Netztheater« als Herausforderung seit den 1990er Jahren beschreibt, werden entscheidend dafür sein, wie das Theater aus der Coronakrise in die postpandemische Zeit kommt. Das analoge Theater wird wohl nicht sterben, aber an seiner Seite wird künftig ein quicklebendes, facettenreiches digitales Theater stehen. ||

HAIKO PFOST, WILMA RENDFORDT & FALK SCHREIBER (HRSG.): LERNEN AUS DEM LOCKDOWN – NACHDENKEN ÜBER FREIES THEATER

Alexander Verlag Berlin 2020 | 232 Seiten | 14 Euro

HEINRICH BÖLL STIFTUNG & NACHKRITIK.DE (HRSG.): NETZTHEATER. POSITIONEN, PRAXIS, PRODUKTIONEN

Kostenfrei zu bestellen bei buchversand@boell.de oder als PDF-Download bei www.boell.de/de/netztheater | 124 Seiten



Zuhören!

Wer sich immer noch nicht in die Welt der Podcasts eingehört hat, sollte die kalte Jahreszeit dafür nutzen. Hier drei Tipps von unserer Seite.

ZEITSPRÜNGE

Haben Sie schon von den New Yorker Strohhut-Ausschreitungen aus dem Jahr 1922 gehört? Oder vom Emu-Krieg, der in Westaustralien 1932 ausgefochten wurde? Wahrscheinlich nicht, und das kann man auch niemandem vorwerfen. In der Fülle der Historie geht schließlich einiges unter. Zum Glück gibt es da die Historiker Daniel Meßner und Richard Hemmer, die mit ihrem Podcast »Zeitsprung – Geschichten aus der Geschichte« einen tieferen Einblick in das Vergangene geben. Das Ganze ist zum Glück so konzipiert, dass die Zeitreisen nicht in unentwirrbare Insider-Debatten abgleiten. Der eine weiß vorher selbst nie, was ihm der andere gleich auftischt. Also nicht nur für das Publikum eine spannende Angelegenheit. Dabei bleibt alles nachvollziehbar, ohne die zahlreichen Verbindungen und Querverweise außer Acht zu lassen. So erfährt man von Adam Worth, dem »Napoleon des Verbrechens«, einem Prozess gegen einen toten Papst, dem wahren Kern des Rattenfängers von Hameln und der »Kotze-Affäre« von 1891. Schwierig ist jetzt nur, wo man bei über 270 Episoden anfangen soll. Aber die Reise lohnt sich, schließlich hat man am Ende nicht nur sein Wissen erweitert, sondern kann auch – wie es Meßner und Hemmer selbst gern betonen – interessante Storys auf Partys zum Besten geben. ||

Anmerkung: Aufgrund von Urheberrechtsschwierigkeiten muss sich »Zeitsprung« umbenennen. Ein neuer Titel stand bei Redaktionsschluss noch nicht fest.

MATTHIAS PFEIFFER

FREIGEISTERN!

Vielleicht liegt es daran, dass Kinder- und Jugendliteratur so viel direkter und radikaler die grundlegenden Fragen stellt: Wer bin ich? Wie will ich leben? Wie will ich sein? Wie soll man klarkommen in dieser Welt? Fakt ist, »freigeistern!«, der Podcast von Christine Knödler, ist auch für Hörer eine kurzweilige Bereicherung, die dieses Buchgenre gar nicht weiter interessiert, wohl aber der Einfluss von Büchern auf unser Leben und unsere Werte und die Frage, was denn geworden ist aus dem eigenen Leben, aus den Hoffnungen und Erwartungen. Die Gesprächspartner sind Menschen, die für Kinder und Jugendliche schreiben und malen. Und wenn sie alle in diesem Podcast danach gefragt werden, welche Bücher sie in ihrer Jugend geliebt hätten, so wirkt diese Frage wie eine Zeitmaschine, die die Gesprächspartnerinnen in die Kindheit zurückkatapultiert. Und da sind sie wieder, die Fragen, die weit über den Alltag hinausreichen und ihn doch bestimmen. So entstehen Gespräche etwa über Religion mit der Pfarrerstochter Wiebke Puls (die in der zehnten Folge die Rubrik »Vorlesen« eröffnet). Über das Zuhören mit Martin Schäuble, der davon erzählt, wie er für sein Buch recherchiert hat, das im rechtsextremen Milieu angesiedelt ist. Sandra Hüller ist hier Gast, ebenso wie Andreas Steinhöfel, der über die Rolle von Kindern in unserer Gesellschaft reflektiert. Und wie viel und wie Vielschichtiges Cornelia Funke tut, die sagt »Ich muss das Bestürzende ansehen und ich muss was dagegen tun« – auch das erfährt man in dieser erstaunlichen, entdeckenswerten Podcast-Reihe. ||

GISELA FICHTL

DISSENS

»Kritisieren was ist, heißt sagen, was geändert werden muss.« Unter diesem Motto veröffentlicht der Journalist Lukas Ondreka wöchentlich eine neue Folge seines Interview-Podcasts »Dissens«. Das Herz des Podcasts schlägt links und aus dieser Perspektive werden Politik, Gesellschaft und Kapitalismus unter die Lupe genommen. Für die Hörerinnen und Hörer des Podcasts bedeutet dies Woche für Woche eine neue Dosis an Denkanstößen, die sich in den Gesprächen zwischen Ondreka und den geladenen Autorinnen, Forschern, Aktivistinnen und Politikern entspinnen.

Das sind beispielsweise Gespräche über Rassismus und Polizeigewalt (mit Tahir Della von der Initiative Schwarze Menschen), über Corona-Leugner und Verschwörungsideologen (mit der Vorsitzenden der Amadeu Antonio Stiftung Annetta Kahane), über Armut und toxische Männlichkeit (mit Journalist und Autor Christian Baron) oder über die Klimakrise und zivilen Ungehorsam (mit Sina Reisch vom Bündnis Ende Gelände). Bereits dieser kleine Ausschnitt aus den mittlerweile mehr als hundert Folgen zeigt, wie vielfältig die Themen und Gesprächspartner doch sind. Und nicht nur das zeichnet »Dissens« aus: Es ist das Gesprächsformat, das den Podcast trotz komplexer und manchmal schwerer Themen zugänglich macht. Ein Format, das auch davon lebt, dass Ondreka und seine Gäste fundiertes Wissen vermitteln – informieren und aufklären, anstatt Meinungen ins Netz zu dröhnen. Das ist ebenso wohltuend wie die Botschaft, die man sich als geschweifte Klammer über dem Podcast vorstellen kann: Ja, vieles in der Welt läuft schlecht, aber es ist möglich, etwas zu tun, das alle Menschen einem guten Leben näherbringt. Das ermutigt zum Nachdenken und vielleicht sogar zum Handeln – ein Wort wie »alternativlos« hat auf Dissens jedenfalls nichts zu suchen. ||

CHRISTIANE BERNHARDT

Zu hören bei: www.geschichte.fm, Spotify, www.wissenschaftspodcasts.de, etc.

Zu hören bei: www.freigeistern.com, Spotify, Apple Podcast, etc.

Zu hören bei: www.dissenspodcast.de, Spotify, Apple Podcasts, etc.

GÄRTNER PLATZ THEATER

Premiere

DER VETTER AUS DINGSDA

Operette von Eduard Künneke

LIVESTREAM

17.12.2020 19.00 Uhr

aus dem Staatstheater am Gärtnerplatz

www.gaertnerplatztheater.de

PASINGER FABRIK

FRAU LUNA

EINE OPERETTE VON PAUL LINCKE

AB JUNI 2021

www.pasinger-fabrik.com

Anzeigen

PASINGER FABRIK

KAFFEEKONZERTE

KAMMERMUSIK VOM FEINSTEN

10.01. - 14.02.2021

immer sonntags

16 Uhr Einführungsveranstaltung

17 Uhr Konzertbeginn

Tickets unter 089-829 290 79, www.muenchenticket.de oder an jeder bekannten Vorverkaufsstelle



Landeshauptstadt
München

Das Kunstareal verbindet

Eine Lichtaktion
der Landeshauptstadt München



4. Dezember 2020 – 14. Februar 2021
täglich 16.30 – 22 Uhr

Das Lichterlebnis in München vom Königsplatz bis zu den Pinakotheken
von Betty Mü und WE ARE VIDEO

www.einfach-muenchen.de/lichtaktion

In Zusammenarbeit mit



**Kunstareal
München**